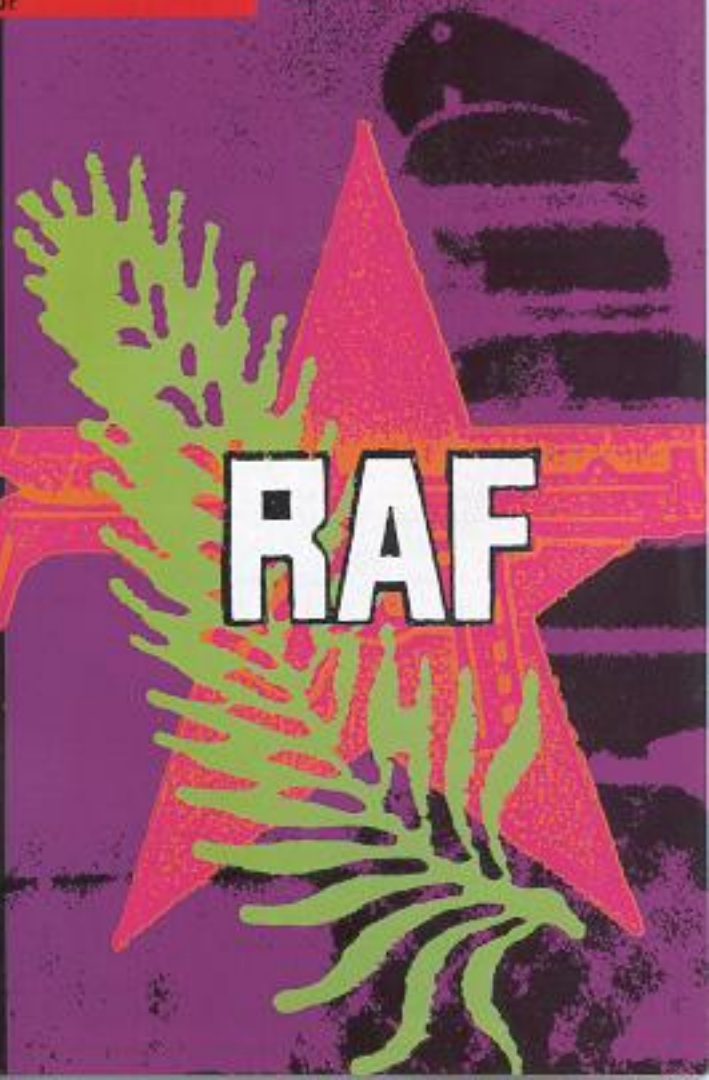
Heft 6 Juni 1992 6,80 DM

C 12027 E

konkret

Konkret: Politik & Kultur

- Kapituliert die RAF? Gespräch mit Dellwo, Taufer und Folkerts
- Mode 92: Man trägt wieder braun
- Brief von Willi Stoph: Klassenjustiz und Schießbefehl
- Jelinek über Scharang
- Karl Mays Dritte Welt



in konkret Juni 1992

Von Konkret

an konkret

Kein Konzept statt Guerilla von Hermann L. Gremliza

KONKRET-Gespräch»Sie wollen uns auslöschen« von Karl-Heinz Dellwo; Knut Folkerts; Lutz Taufer; Thomas Ebermann; Rosita Timm; Hermann L. Gremliza

Mit den Gefangenen aus der RAF Karl-Heinz Dellwo, Knut Folkerts und Lutz Taufer in der Justizvollzugsanstalt Celle über die jüngste Erklärung der RAF. Dellwo und Taufer sind seit April 1975 in Haft, verurteilt zu jeweils zwei Mal lebenslänglich wegen Mord und Geiselnahme (Angriff auf die BRD-Botschaft in Stockholm), Folkerts ist seit September 1977 in Haft, verurteilt zu lebenslänglich (Anschlag auf Generalbundesanwalt Buback). An diesem ersten Gespräch mit Journalisten, das die Gefangenen führen konnten, nahmen teil: Thomas Ebermann, Rosita Timm, Hermann L. Gremliza und die Fotografin Marily Stroux

»Rücknahme der Eskalation« von Rote Armee Fraktion

KONKRET dokumentiert die Erklärung der RAF vom 10. April 1992, in der sie ankündigt, »Angriffe auf führende Repräsentanten aus Wirtschaft und Staat« einzustellen. Zu einem Satz der Erklärung erhielten wir eine Änderung gegenüber der bislang veröffentlichten Version

Praktiker des starken Staates von Oliver Tolmein

Die Gefangenen aus der RAF wollen raus. Mit der Hoffnung auf ein Einlenken des Staates allein ist das nicht zu bewerkstelligen. Denn die »Kinkel-Initiative« zielt nicht auf Freiheit, sie ist die Fortsetzung der harten Linie in zeitgemäßerem Outfit

Der Fall Stoph von Willi Stoph; Martin Hirsch; Gabriele Heinecke

Willi Stoph, der letzte Vorsitzende des DDR-Ministerrats vor der Wende, sitzt seit Mai 1991 schwerkrank in Untersuchungshaft. Das Verbrechen, dessen er angeklagt ist, die Sicherung der Grenzen der DDR, heißt in der Sprache der Siegerjustiz »Anstiftung zum Totschlag« oder »Tötung durch Unterlassen«. Der »Schießbefehl«, der das belegen und an dem er mitgewirkt haben soll, unterscheidet sich nicht von dem Schießbefehl für Polizisten und Grenzbeamte der BRD - bis auf die Unterschrift Richard von Weizsäckers, die letzterer trägt. Willi Stoph hat zu seinem Verfahren eine Erklärung abgegeben, die sich von den Einlassungen seiner Genossen Mittag, Schabowski und Krenz angenehm abhebt. Er entschuldigt sich nicht für die Existenz der DDR und seine Arbeit für sie: »Verantwortlich fühle ich mich gegenüber der internationalen Arbeiterbewegung, aber nicht gegenüber der Justiz der BRD.« KONKRET dokumentiert seine Erklärung. Die Stoph-Verteidigerin und der kürzlich verstorbene Verfassungsrechtler Martin Hirsch kommentieren den Stand des Verfahrens

Deutschlands Wiederkehr von Wolfgang Schneider

Die Bemühungen von Politikern, Publizisten und Historikern, im Gerede über die Geschichte der DDR den Nationalsozialismus zum Verschwinden zu bringen, sind in eine neue Phase getreten - in die seiner Rehabilitierung. Ein Zwischenbericht

»Irrsinn ohne Ende« von Rainer Trampert

Der Wahn, der die deutsche Presse während des ÖTV-Streiks das Chaos in Deutschland herbeiphantasieren ließ, ist die Idee einer »Notgemeinschaft Deutschland«. Den Gewerkschaften ist die undankbare Aufgabe zugefallen, ihren Mitgliedern die »Gier nach dem Geld« (»Spiegel«) auszutreiben

Massakriert die Armen! von Thomas Ebermann

Der Öko-Vordenker Herbert Gruhl, der pünktlich zum Öko-Gipfel in Rio die Ausrottung der ‘überflüssigen’ Menschen herbeisehnt, gilt hierzulande nicht etwa als Faschist, sondern als »Mahner zur Umkehr«

South Central im Mai von Günther Jacob

Der Aufstand im Ghetto von Los Angeles hat eine »Notgemeinschaft der Marginalisierten« sichtbar gemacht, die sich quer zu ethnischen Trennungslinien zusammenfand. Selbst als industrielle Reservearmee nicht mehr gefragt, bleibt ihnen einzig die Rebellion, um auf ihre hoffnungslose Lage aufmerksam zu machen

Neues von der Weltordnung von Jochen Hippler

Gegen Libyen verhält sich die Uno wie eine Kolonialbehörde

»Sehen Sie sich diese Kerle an!« von Thomas M. Scheerer

Was ist Haukaropora gegen Winnetou? Karl May hat mit seiner Schilderung der Indianer Lateinamerikas unsere Vorstellung von der »Dritten Welt« nachhaltig geprägt

Wir sind hier die Fremden von Elfriede Jelinek

Der österreichische Schriftsteller Michael Scharang hat einen Roman »über die Bodenlosigkeit unseres friedlichen alpinen Seins« geschrieben: »Auf nach Amerika«

Ich habe gelesen von Christel Dormagen

Gute Adresse von Ernst Köhler

»Mittelweg 36« ist der Titel einer Zeitschrift, die das Hamburger Institut für Sozialforschung jetzt gestartet hat - »eine Frucht der Ernüchterung«

Spielzeug, Waffe, Medium von Detlev Fischer

Die Förderung elektronischer Kunstwerke mit Geldern imagepflegender Großkonzerne, mehr aber noch die funktionalen und ästhetischen Parallelen zwischen seinen militärisch-industriellen und künstlerischen Anwendungen machen den Computer als Werkzeug und Medium der Kunst problematisch. Dennoch ermöglichen seine digitalen Datenströme elektronischen Kunstwerken, tiefer als andere Künste in heteronome gesellschaftliche Bereiche einzudringen, und das ganz unmetaphorisch als Transfer, als Kopie, als Virus oder als Dialog im Netzwerk. Erster Teil eines Beitrags über »Datenkünste«

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

»Who wants to be a Green MP?« von Diedrich Diederichsen

Die RAF ist in der deutschen Pop-Kultur fast nicht vorgekommen. Nur der englischen Pop-Musik verdanken wir die Erkenntnis, daß es bei der RAF vor allem darum gegangen ist, etwas besseres finden zu können, als für die Grünen im Parlament zu sitzen

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 06/92, S. 4

Von Konkret

Diese KONKRET-Ausgabe enthält das erste unzensierte Gespräch, das Gefangene aus der RAF, die nicht zuvor abgeschworen hatten, mit Journalisten führen konnten. Die technische Abwicklung war den Umständen entsprechend kompliziert: Das Gespräch in der Justizvollzugsanstalt Celle mußte ohne mündliche Vorbereitung geführt werden, der auf druckbare Länge gekürzte und redigierte Text mußte über das Anwaltsbüro zu den Gefangenen in den Knast, deren (umfangreiche) Änderungswünsche aus dem Knast über das Anwaltsbüro in die Redaktion gebracht werden, mündliche Rückfragen waren nicht möglich, und so kam es, daß das Anwaltsbüro erst nach Redaktionsschluß für den Innenteil des Heftes noch zwei kleinere Wünsche übermitteln konnte. So hätten die Gefangenen die erste Überschrift »Es fehlt der neue Gedanke« der später von der Redaktion gewählten (»Sie wollen uns auslöschen«) vorgezogen, und bei der Antwort von Knut Folkerts, die mit »Viel wichtiger finde ich...« beginnt, müßte es statt »eine Sekunde« heißen: »eine historische Sekunde«.

Seine ehemaligen Politbüro-Genossen füllen die Spalten der Bürgerpresse damit, zu erklären, sie hätten vom Sozialismus in der DDR auch nichts gehalten. Willi Stoph, der letzte Vorsitzende des DDR-Ministerrats vor der Wende, wollte beim Haftprüfungstermin vor dem Kammergericht Berlin eine Erklärung abgeben, in der er den Versuch, den Sozialismus in einem Teil Deutschlands aufzubauen, verteidigt, ohne sich dafür zu entschuldigen. Seine Erklärung (S. 28/29) durfte nicht verlesen werden, weil das Kammergericht eine mündliche Verhandlung ablehnte. Am 15. Mai hat die Staatsanwaltschaft am Kammergericht Berlin Anklage gegen Stoph, Erich Honecker, Erich Mielke und andere wegen der Todesfälle an der früheren Grenze zwischen der DDR und der BRD bzw. Westberlin erhoben.

Drei Reaktionen auf Otto Köhlers Beitrag über Rudolf Augsteins unbewältigte Vergangenheit (»Offizielle Mitarbeiter«, KONKRET 5/92):

»Neues Deutschland« vom 27.4.1992: *Rudolf Augstein, der 1950 darüber klagte, daß ehemalige SS-Sturmbannführer auf Wiedereinsetzung in Amt und Würden warten müßten, Augstein, der 'SS-Schutzpatron', wie ihn KONKRET nennt, rühmt sich heute seines aufklärerischen Wirkens. Otto Köhler hat nachgelesen und viel braunen Schmutz gefunden.*

»Berliner Zeitung« (Herausgeber: Ex-»Spiegel«-Chefredakteur Erich Böhme) vom 27.4.1992: *Schwere Vorwürfe gegen den »Spiegel«-Herausgeber Rudolf Augstein und zwei frühere Autoren des Nachrichtenmagazins hat die Zeitschrift KONKRET erhoben. In ihrer jüngsten Ausgabe berichtet das Blatt, die frühe »Spiegel«-Redaktion sei mit Kreisen des ehemaligen Sicherheitsdienstes (SD) im nationalsozialistischen Deutschland verstrickt gewesen.*

»Die Tageszeitung« vom 2.5.1992: *Die Vergangenheit des »Spiegel« / Angesichts der strammen Linie des »Spiegel« in der Stasi-Debatte macht sich der Journalist Otto Köhler an die »unbewältigte Vergangenheit« des Magazins / ... Gegenüber der »Taz« wollten weder »Spiegel«-Herausgeber Augstein noch die Chefredaktion einen Kommentar zu dem Köhler-Artikel und seinen Inhalten abgeben. Augsteins Referent Eisermann sagte lediglich, daß Wolff (einer der beiden SD-Männer, die beim »Spiegel« Ressortleiter wurden) an der Kaffeeschmuggel-Geschichte »nicht mitgeschrieben hat«. Außerdem sei »der 'Spiegel' von heute nicht der 'Spiegel' von damals«.*

Und wie man von nichts was wissen kann, zeigt in der Mai-Ausgabe der sozialdemokratischen Zeitschrift »Neue Gesellschaft/ Frankfurter Hefte« (Herausgeber: Peter Glotz) ein Ulrich Bröckling, der die von Götz Aly und Susanne Heim ausgelösteDebatte über die »Rationalität der Endlösung« referiert, ohne mit einem Wort zu erwähnen, wo sie fast ein Jahr lang geführt worden war. Respekt. Vielleicht liegt es daran, daß sie nicht in der Zeitschrift geführt werden konnte, die einmal hinter KONKRET die »Stalin-Fraktion des Hamburger Salon-Marxismus« vermutet hat, sondern in der Zeitschrift, hinter der die »Neue Gesellschaft« einmal die »Stalin-Fraktion des Hamburger Salon-Marxismus« vermutet hat.

Unter 040 (Hamburger lassen die Vorwahl bitte weg) 11510 ist in der Zeit vom 15. bis 21. Juni auf dem Endlosband des Hamburger Literaturtelefons Horst Tomayers von den Goldenen Zitronen vertontes »32-Stunden-sind-genug-Lied des wiedervereinigten deutschen Rüstungsproletariats« zu hören.

Konkret 06/92, S. 6

an konkret

36.094

KONKRET 5/92 »Wenn schon denn schon« von Hermann L Gremliza

Mit Ihrem Zahlenbeispiel bezüglich der Flüchtlinge aus Afrika waren Sie mir bei meiner letzten Diskussion zu diesem Thema nicht gerade eine große Hilfe. Ich wurde nämlich kurzerhand mit den tatsächlichen Zahlen aus dem Innenministerium konfrontiert. Und die besagen, daß 8.358 Flüchtlinge alleine schon aus Nigeria kommen. Aus Afrika waren es insgesamt 36.094.

Matthias Merziger

Mainz

Turgut Özal, der die »eigene« Bevölkerung bombardieren läßt, mit der Begründung, die PKK treffen zu wollen, als ernstzunehmenden Zeugen gegen die Bundesregierung anzuführen; »ich kann gar nicht soviel saufen, wie ich kotzen möchte!«

Ich habe Erica Fischer überstanden und Claudia Burgsmüller, daß aber vom Herausgeber von KONKRET Völkermord toleriert wird. . .

Gabriele Landscheid

Herten

Kein Blatt vorm Mund

KONKRET S/92 »Andere Lenden, andere Sitten« von Gerhard Henschel

Ihren »Tagträumen« von Gerhard Henschel kann ich nur begeistert zustimmen: Ich selbst bin ein Kind der »postsexuellen Revolution« und kann mich über die Prüderie und Engstirnigkeit sog. integrer Zeitungen nur wundern. Schon als Heranwachsende habe ich es geliebt, beim Sex mit meinen Freunden von meinem Vater beobachtet und photographiert zu werden. Gerne ließ ich mich für eine kleine Belohnung in Kinderpornographie-Heften ablichten. Mein größter Traum wäre gewesen, Maos ausschweifendes Sexualleben im Swimming-pool zu bereichern. Ich finde es immer noch geil, wie ein Stück Vieh vergewaltigt und – da nehme ich mir kein Blatt vor den Mund – grausam mißbraucht zu werden. Endlich gibt es Männer, die das erkannt haben und sich konsequent so zu handeln trauen. Nur weiter so!

Claudia Kerscher

Regensburg

Betriebsunfall

KON KRET 5/92 »Die Heilige Allianz« von Boris Gröndahl

1978 gab es 2 Konklaven. Zunächst wurde Johannes Paul I. gewählt. Sein Nachfolger wurde der jetzige Papst Paul Johannes II., ein Pole.

Damals, so erinnere ich mich, wurde viel darüber gerätselt, wieso plötzlich ein Nichtitaliener Papst wurde, was in der Geschichte der Päpste ja nur äußerst selten vorgekommen ist.

Mit dem Aufkommen der Solidarnosc-Bewegung und der schnell sichtbaren Unterstützung dieser »Gewerkschaft« durch die Kirchen klärten sich doch schnell diese Fragen. Dieser polnische Papst war gewählt worden wegen des geplanten Herausbrechens Polens aus dem sozialistischen Lager, die Gründung der Solidarnosc war der nächste von vielen geplanten Schritten, zu denen sicher dann auch die von Ihnen und von »Time« aufgedeckten Zusammenhänge gehören.

Die Frage, die sich oft gestellt hat und die nie zufriedenstellend beantwortet werden konnte, ist die, ob die Wahl von Johannes Paul I. nicht ein zu korrigierender Betriebsunfall war. Hildegard Lisse

Aachen

Kotzreiz

KONKRET 5/92 Anzeige der »Tageszeitung«

Daß KONKRET zuweilen Anzeigen von Inserenten, denen man menschlich wie politisch nichts abgewinnen kann, abdrucken muß, ist wohl ein sog. Sachzwang und als solcher zumindest dann vertretbar, wenn er übergeordneten Interessen dient – hier dem Erhalt der Zeitschrift. Gleichwohl ist nicht jede Anzeige eine gute, ganz gewiß nicht ist es jene, welche Anlaß zu diesem Brief gab.

Zur Anamnese: Da grinst mich ein onduliertes Sakko Marke Sunny Crockett an, das sich Chefredakteur eines »amüsanten Forums« (»FAZ«) oder eines »Gegengifts zur Ödnis des Verlautbarungsjournalismus« (Eigenlob) nennt, und fragt mich ganz alternativ: »Ey, hasse ma dreißich Maak?« Und als Begründung für diese Frage gibt es an, es arbeite für eine illiquide Anwältin der Gleichberechtigung und diese wiederum beobachte mit kosmopolitischem und scharfem Blick als verarmtes Kind einer Linken, Rassismus attackierend, die Umbrüche im Osten mit Gedächtnis. Die Ärmste, so das Sakko weiter schwafelnd, lebe aber nur zu 15 Prozent von der Arbeit auf dem Anzeigenstrich, das sei nicht originell, aber nervenzehrend, denn das Kind stehe noch nicht auf sicheren Beinen.

Differential-diagnostisch ist der Befund beim bittstellerischen Sakko einwandfrei: Morbus Tornow mit manifestem Hirnschwurbel und progredierender Demenz im Vordergrund. Begleitsymptome, wie die dem Weizsäcker-Syndrom typische Geschwätzig keit, sowie der Hang, Realitäten nur partiell wahrzunehmen, dazu das ausgeprägte Bedürfnis zum Konsum von Eierkuchen, lassen Übles erwarten, nämlich den letalen Zustand der Anwältin mit dem scharfen Blick.

Dennoch: Meinetwegen soll die »Taz« noch hundert Jahre lang erscheinen und meinetwegen darf mich auch der Sontheimer in KONKRET, »Titanic« undsoweiter angrinsen und schleimscheißend seine Lügen von und in da Zeitung, welche kein linksalternatives Heimatblatt mehr sein will, verbreiten. Aber es sei doch angemerkt, daß keine Anzeige in Doitschland unter meinesgleichen einen größeren Kotzreiz verursacht hat als die der »Tageszeitung«.

Thorsten Steinmann

Bielefeld

Rechenbeispiel

KONKRET-Anzeige in der »Taz«

Mit 27 Autoren und 1 Autorin und somit 2,8 Prozent Frauenanteil übertrefft Ihr sogar die CSU in Bayern mit 14 Prozent. Und seid damit ds Dinosaurier in der politischen Szene. Herzlichen Glückwunsch

Sandra Holler

Hamburg

Konkret 06/92, S. 9

Hermann L. Gremliza

Kein Konzept statt Guerilla

Der Fehler der RAF war weder die Anwendung von Gewalt noch waren es Kriminaldelikte, sondern ihr Fehler war die Niederlage im antiimperialistischen Kampf.
Wolfgang Pohrt (1986)

In honorigem Abstand zu den staatlich approbierten Umdenkern, die für eine geringe Beteiligung an der Beute des siegreichen Deutschland ihren Widerstand so weit reduziert haben, daß sie im Abwindkanal der Herrschenden Beiwerte um Null erzielen konnten, und die sich nun um jene Plätze balgen, die antisemitische Hamburger und faschistische Frankfurter Herausgeber dem frühergrauten Nachwuchs bereithalten, aus mindestens vierzig besseren Gründen als dieser und weil die endgültige Niederlage der sozialistischen Staaten samt dem ihr folgenden Debakel der Befreiungsbewegungen dem »bewaffneten Kampf in den Metropolen«, der stets nur ein zusätzliches Störfeuer hatte sein sollen, die Legitimation entzogen habe, hat schließlich auch die Rote Armee Fraktion (RAF) ihre Kapitulation bekanntgemacht: Ab sofort werde sie »Angriffe auf führende Repräsentanten aus Wirtschaft und Staat... einstellen«; der Staat möge im Gegenzug »die Haftunfähigen und die Gefangenen, die am längsten sitzen«, sofort freilassen, die übrigen bis zu ihrer Freilassung zusammenlegen.

Wir hissen die weiße Fahne, wir geben auf und bitten um Gnade? Wäre dies die Botschaft, gäbe es nichts zu debattieren. Erstens sind die praktischen Prämissen der theoretischen Begründungen, unter denen die Rote Armee Fraktion angetreten war (nachzulesen in ihren Gründungsschriften »Das Konzept Stadtguerilla« und »Über den bewaffneten Kampf in Westeuropa«, beide 1971), tatsächlich liquidiert, und zur Begründung einer militanten politischen Praxis, die sich nicht gegen den Imperialismus allgemein richtete, sondern sehr speziell gegen rassistische und faschistische Tendenzen der neuen deutschen Weltmachtpolitik, ist die RAF von heute erkennbar nicht mehr fähig, was, zweitens, eine Ursache auch darin hat, daß die wenigen Köpfe der RAF, die staatliche Folter überlebt haben, ohne sich den Forderungen nach Unterwerfung zu beugen, nach fünfzehn- bis zwanzigjähriger Haft in einer Verfassung sind, die jeden halbwegs anständigen Betrachter zwingt, ihre sofortige Entlassung zu verlangen.

Jedoch will weder die RAF ihre Kapitulation als Kapitulation verstanden wissen, noch wollen die Gefangenen um Gnade bitten. Wer fünfzehn oder zwanzig Jahre lang, viele davon in toten Trakten, den Drohungen wie den Lockungen der Aufseher widerstanden hat, wer sich in vielen lebensgefährlichen Hungerstreiks geweigert hat, die verlangten Gesten der Unterwerfung vorzuführen, wer also der ehrlichen Meinung sein darf, an ihm sei alle staatlich versuchte Umerziehung gescheitert, müßte eine an seine Quälgeister gerichtete Bitte um Gnade als einen Verrat an all seinen Leiden empfinden. Er muß darum einen Rat wie den des gewiß nicht übertrieben pragmatischen Thomas Ebermann, die Gefangenen möchten, was die Bedingungen ihrer Freilassung angehe, doch etwas weniger »untaktisch« sein, mit der Emphase eines »Unrecht leiden schmeichelt großen Seelen« von sich weisen.

Und doch ist keiner nach fünfzehn Jahren als Angestellter noch der Mensch, der er einst war. Wieviel weniger ist es ein Gefangener nach fünfzehn Jahren Normalvollzug, und was fünfzehn oder gar zwanzig Jahre staatlicher Sonderbehandlung ihnen antun, ist weit mehr, als die Gefangenen selber ermessen können, und daß sie es nicht können, gehört zum Schlimmsten daran. Die Frauen in Lübeck und die Männer in Celle haben die Reuebekenntnisse nicht abgelegt, die von ihnen verlangt wurden. Sie weigern sich bis heute, ihre früheren Taten zu »verwerfen«. Doch so präzise sie die an ihnen vollzogene Gewalt beschreiben können, so unfähig sind sie geworden, gemacht worden, die Niederlage ihrer Politik als ihre Niederlage zu akzeptieren, ihre Kapitulation eine Kapitulation zu nennen und sich entsprechend zu verhalten.

Wer sie nicht kleingekriegt hat, kann auch ihre Sache nicht kleingekriegt haben. Und wie einst Rudi Dutschke seinem letzten Gruß am Grab des im Hungerstreik gestorbenen RAF-Mitgründers Holger Meins - »Holger, der Kampf geht weiter!« - die Tat folgen und den Kampf als seinen Wahlkampf für die grüne Partei um Sitze in der Bremer Bürgerschaft weitergehen ließ, denken sich die unbeugsamen Gefangenen politische Bedingungen draußen und eine dazu passende Theorie zurecht, in denen sie selber mit ihrer Geschichte auch noch und gerade dann gebraucht werden, wenn sie das Ende dieser Geschichte ausgerufen haben. Theoretisch heißt die Formel »Kritik der Bedürfnisse«, ihre Praxis findet in der Hafen- und in der Stresemannstraße zu Hamburg statt. In Wirklichkeit ist das eine ein alternatives Wohnprojekt, das andere eine Bürgerinitiative für Tempo 30.

Wer mit uns übereinstimmt, daß die Verwirklichung der sozialistischen Gesellschaft nur möglich ist, wenn die Macht des Kapitals gebrochen wird, kann nicht mehr der Frage ausweichen, wie diese Macht konkret zerstört werden kann. Das ist die entscheidende Frage. Bleibt sie ohne Antwort, sind alle Anstrengungen vergeblich und eigentlich nur Betriebsamkeit zur Beruhigung des eigenen Gewissens. So etwa dachte das »Kollektiv RAF« 1971 über die RAF von 1992, die in ihrer

Kapitulationsurkunde daherschreibt: *Es ist eine wichtige Frage, wie lange noch der Staat den Rassismus gegen die Flüchtlinge schüren und sie als »Untermenschen« behandeln kann, um sich und die Wirtschaft damit aus der Verantwortung für Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot, Altersarmut usw. zu ziehen*, und deren Gefangene Irmgard Möller die Frage, wie sie sich den »politischen Kampf« vorstelle, den sie nach ihrer Freilassung führen wolle, so beantwortet: *Also, was ich mir vorstelle ist, ganz viele Gespräche zu führen, in den Städten rumzureisen, verschiedene Gruppen anzugucken. Daß ich mich vollkommen neu orientiere und herausfinde, was gibt es überhaupt. Ich würde zum Beispiel gern mit Leuten sprechen, die gegen den Weltwirtschaftsgipfel mobil machen. Was nicht sein kann, ist irgendeine parlamentarische Form.*

Der größte Respekt vor einer zwanzigjährigen Tapferkeit und die mitfühlende Kenntnis, was Haftbedingungen wie die den RAF-Gefangenen auferlegten an Körper und Geist anrichten, dürfen nicht das Urteil unterdrücken, das die sich hier dokumentierende Entwicklung politischen Denkens benennt: Regression. Die »Kritik der Bedürfnisse« war schon ein alter Hut, als Ulrike Meinhof noch ihre Kolumnen in KONKRET schrieb, und ist als »Kritik der Konsumarbeit« ein Witz auf eine Welt, auf der mehr Menschen als je weniger als je zu fressen haben.

Von keiner Fraktion der bundesdeutschen Linken: Traditionalisten, Anarchisten, Undogmatiker, Spontaneisten, Alternative, Libertäre, Sozis aller Arten läßt sich behaupten, daß sie den Fortschritt der Menschheit mehr befördert hat als die RAF; von jeder läßt sich sagen, daß sie zu einer schlechteren Welt nicht weniger beigetragen hat als diese. Was die Rote Armee Fraktion heute, da die übrigen Exlinken die Reste ihrer Vergangenheit, die seriöse Interessenten nicht genommen haben, in den Feuilletons verramschen, noch immer von allem anderen Gesindel abhebt, ist der Mut, mit dem die meisten ihrer Mitglieder ihrer Überzeugung folgend gehandelt, und der Anstand, mit dem sie die Folgen getragen haben.

Die noch einsitzenden Gefangenen der RAF haben den Bedarf ihrer frei herumlaufenden Sympathisanten nach stellvertretendem Heroismus im Übersoll erfüllt. Keiner draußen hat das Recht, noch mehr davon zu erwarten, jeder sollte die Gefangenen ermutigen, alles ihnen selbst gerade noch Erträgliche zu tun und zu erklären, was diejenigen hören wollen, die über ihre Freilassung entscheiden. Der »politische Kampf«, der ihren Konzessionen Grenzen setzen könnte, liegt nicht vor, sondern hinter ihnen. Für die Mitwirkung in den Bürgerinitiativen, die die Freigelassenen in der Hafen- oder Stresemannstraße erwartet, spielt es keine Rolle, wie heldenhaft selbstlos ihre letzten Auftritte im Knast ausgefallen sind.

Konkret 06/92, S. 10

Karl-Heinz Dellwo; Knut Folkerts; Lutz Taufer; Thomas Ebermann; Rosita Timm; Hermann L. Gremliza

KONKRET-Gespräch
»Sie wollen uns auslöschen«

Mit den Gefangenen aus der RAF Karl-Heinz Dellwo, Knut Folkerts und Lutz Taufer in der Justizvollzugsanstalt Celle über die jüngste Erklärung der RAF. Dellwo und Taufer sind seit April 1975 in Haft, verurteilt zu jeweils zwei Mal lebenslänglich wegen Mord und Geiselnahme (Angriff auf die BRD-Botschaft in Stockholm), Folkerts ist seit September 1977 in Haft, verurteilt zu lebenslänglich (Anschlag auf Generalbundesanwalt Buback). An diesem ersten Gespräch mit Journalisten, das die Gefangenen führen konnten, nahmen teil: Thomas Ebermann, Rosita Timm, Hermann L. Gremliza und die Fotografin Marily Stroux

Gremliza: »Wenn es richtig ist, daß der amerikanische Imperialismus ein Papiertiger ist, d.h. daß er letzten Endes besiegt werden kann; und wenn die These der chinesischen Kommunisten richtig ist, daß der Sieg über den amerikanischen Imperialismus dadurch möglich geworden ist, daß an allen Ecken und Enden der Welt der Kampf gegen ihn geführt wird, so daß dadurch die Kräfte des Imperialismus zersplittert werden und durch ihre Zersplitterung schlagbar werden - wenn das richtig ist, dann gibt es keinen Grund, irgendein Land und irgendeine Region aus dem antiimperialistischen Kampf deswegen auszuschließen oder auszuklammern, weil die Kräfte der Revolution dort besonders schwach, weil die Kräfte der Reaktion dort besonders stark sind. Wie es falsch ist, die Kräfte der Revolution zu entmutigen, indem man sie unterschätzt, ist es falsch, ihnen Auseinandersetzungen vorzuschlagen, in denen sie nur verheizt und kaputtgemacht werden können.«

Das war ein Zitat aus dem RAF-Papier »Das Konzept Stadtguerilla« vom April 1971. Das letzte Papier der RAF, über das wir hier reden wollen, zieht genau 21 Jahre später das Resümee aus diesem Gründungsdokument: Weil der Imperialismus sich nicht als Papiertiger erwiesen hat, sondern als unschlagbar, wird vorgeschlagen, keine weiteren Kräfte mehr in einem aussichtslosen Kampf zu verheizen. Ist es so gemeint?

Taufer: Die Welt der 70er Jahre ist eine andere Welt als die der 90er Jahre. Damals lebten, dachten und kämpften wir als Teilnehmer eines weltweiten Aufstands gegen das US-imperialistische Weltsystem. Die Welt war zweigeteilt, die Sowjetunion zwang dem Imperialismus ein globales Kräfteverhältnis auf, das seinen Bewegungsspielraum gegenüber den Völkern und Befreiungsbewegungen des Trikont beschnitt. In Lateinamerika etwa gab es in jedem Land mindestens eine bewaffnet kämpfende Befreiungsorganisation, erfolgreiche, siegreiche Befreiungsbewegungen gab es in Afrika, Nahost, Asien. Es gab vor allem in Vietnam ein kleines Bauernvolk, das in Pyjamas und auf Gummireifensandalen die mächtigste Militärmaschine der Welt in eine aussichtslose Lage trieb. Nicht zuletzt waren da die Revolten in den Metropolen selbst. Wie wir heute wissen, haben die Bewegungen gegen den Vietnamkrieg, vor allem die in den USA, erheblich dazu beigetragen, daß Nixon und Kissinger den Krieg bereits 1969 für verloren hielten.

Wenn bundesdeutsche Politiker damals immer wieder auf eine sich ausbreitende »Staatsverdrossenheit« hinwiesen, wenn Mitte der 70er Jahre eine zentrale Untersuchung der Trilateralen Kommission »crisis of democracy« hieß, nachdem in den Metropolen der frische Wind der Basisdemokratie wehte, wenn schließlich der damalige Bundeskanzler Willy Brandt immer wieder davon sprach, in Vietnam werde die Freiheit Westberlins verteidigt, kennzeichnet das das allgemein vorherrschende Bewußtsein einer globalen Entscheidungssituation.

Unsere Einschätzung damals war, daß sich der Imperialismus »in der strategischen Defensive« befindet. Es waren weltweit und zeitgleich Kräfte gegen das US-dominierte imperialistische Weltsystem heraufgewachsen, und vor dem Hintergrund von Auschwitz und Vietnam war es politisch und moralisch denkbar, auch mit dem Versuch des bewaffneten Kampfs in den Zentren des Imperialismus, diesem Aufstand mit allen Kräften beizutreten. Die schillernde Haltung, die Politik, Wirtschaft, Justiz, Militär zur faschistischen Vergangenheit, und die eindeutige Position, die sie für den Genozid in Vietnam einnahmen, ließ darüber hinaus die Frage offen, ob der Faschismus in Deutschland wieder hervorkriechen könnte. Der bewaffnete Kampf in der Bundesrepublik war gewissermaßen auch der Versuch einer nachholenden Résistance.

Die Einschätzung eines absehbaren Zusammenbruchs des US-imperialistischen Systems hat sich als falsch herausgestellt. Heute leben wir in einer völlig veränderten Welt. War das Bestreben in den 60er und 70er Jahren, durch die Schaffung von »zwei, drei, vielen Vietnams« dem westlichen System sukzessive Ausbeutungs- und Bereicherungsquellen wegzunehmen, und gab es mit diesem Rückenwind die Forderung der Blockfreien nach einer neuen Weltwirtschaftsordnung, sieht es heute umgekehrt aus: Der Imperialismus ist es, der ganze Völker wie ausgequetschte Zitronen wegschmeißt. Ihre billigen Rohstoffe und Arbeitskräfte werden nicht mehr gebraucht, somit haben sie ihre Existenzberechtigung verloren.

Die Welt besteht nicht mehr aus den beiden Polen Dritte WeltMetropolen. Es sind zwei Welten - die Welt des Besitzes und die Welt der Besitzlosen. Es gibt diese beiden Welten in der Bundesrepublik, in den USA, in Brasilien, Chile, Ägypten, Indien, Nigeria. Es gibt sie überall. Der Anspruch auf eine neue Weltordnung und der diffuse Aufstand liegen in den USA heute nur ein paar Häuserblocks auseinander. Nachdem die Marines in Grenada und Panama gelandet sind, landen sie in

Los Angeles. Die Marginalisierten, also die gewaltige Mehrheit der Menschen, sehen sich im Zustand des Robinson Crusoe. Schiffbrüchige des Imperialismus und des Weltmarkts, sind sie vollkommen auf sich zurückgeworfen, gezwungen, sich bei der Organisation ihres Lebens und ihrer sozialen Welt auf das zu verlassen, was sie an sich und um sich herum entdecken.

Die kommende Ära wird die Ära der sozialen Bewegungen sein, der ökonomischen und sozialen Erfindungen. Vorausgesetzt, es gelingt, den dazu nötigen Raum aufzumachen und konkreter Utopie endlich einmal einen diesseitigen Sinn zu geben. Denn die Alternative wäre eine sich ausbreitende diffuse Gewalt und Destruktivität von jenen und gegen jene, die um ihr Überleben kämpfen. Und was dann eine RAF zur Gewaltfrage sagen würde, wäre dieser Eskalation gegenüber völlig gleichgültig.

Von dieser veränderten Weltlage spricht die Erklärung der RAF. Es ist keine Kapitulation, es ist die konsequente Neuorientierung auf eine Situation, zu der die bewaffnete Aktion quer liegt.

Gremliza: Habt ihr dieser Erklärung etwas hinzuzufügen oder etwas an ihr zu kritisieren?

Dellwo: Ich finde die Erklärung richtig. Ihr Kern ist, daß wir einerseits an bestimmte Grenzen gekommen sind und daß wir andererseits nicht aufgeben sollten. Ich würde nicht kritisieren, was andere von sich aus erst mal herausfinden und wie sie's ausdrücken.

Die RAF ist an eine Grenze gekommen, und alle haben das Gefühl, über zwanzig Jahre etwas gemacht zu haben, aber im Moment auf einer Stelle zu treten. Die RAF in ihrer Entstehungszeit, das Konzept Stadtguerilla, das war: die Machtfrage stellen. Auch unsere Ohnmacht aufbrechen, in der wir uns im Konkreten gegen die Politik der Herrschenden immer wiedergefunden haben. Wir wollten für die Linke einen Raum schaffen, die Illegalität, in dem du erst mal Subjekt sein kannst - politisches Subjekt, das zum Angriff kommt. Der Staat und die Politik der herrschenden Klasse, die Systemfrage - das war tabu, und die unten müssen unterlegen sein. Auch das mußte angegriffen werden. Den Menschen klein halten, das ist die Logik der Macht. Wir haben zurückgeschossen, das Verhältnis, das sie nach unten haben, umgedreht und auf sie selbst gerichtet.

Heute fehlt etwas anderes. Das ist nicht durch die Staatsmacht begrenzt. Es fehlt der neue soziale Gedanke, so etwas wie ein neuer historischer sozialer Sinn für die Gesellschaft. Ich weiß, daß er etwas mit der Eigengeltung von Mensch und Natur zu tun hat, die wir uns zurückerobern müssen. Aber unsere erste Schranke ist heute die Entfremdung in der Gesellschaft.

Sicher hatten wir auch das im Kopf: Enteignung oder Vergesellschaftung der Produktionsmittel, das ist ein Ziel, daraus läßt sich was machen. Aber es blieb vage. Mehr ging es darum: Du konntest hier nicht leben, nicht in dieser vom Kapital dominierten Gegenwart - du wolltest auch nicht bei den weltweiten Verbrechen zusehen - und nicht mit dieser Vergangenheit. Deine Zurichtung für dieses System war schon bestimmt, bevor du überhaupt erst für ein eigenes Leben erwacht bist. Dagegen mußtest du dich erst einmal aufrichten und behaupten.

Mit dem Zusammenbruch des Realsozialismus ist ja nicht unsere Orientierung zerfallen. Dessen Gesellschaftsstruktur war ja nicht unser Ziel. Aber er war das vorhandene Gegensystem zum Kapitalismus. Und eine andere Vorstellung - auf das System als Ganzes bezogen - ist noch nicht neu geboren. Wir haben ja immer gesagt: Wir haben keine Geschichte, wir fangen am Punkt Null an. Heute denke ich, das war vielleicht noch totaler, als wir es schon begriffen hatten. Eine Zentralperspektive haben wir derzeit nicht. Vielleicht wird es auch nie wieder eine geben, das muß nicht unbedingt ein Mangel sein. Die alte ist den Menschen äußerlich geblieben. Sie hat ihnen nicht geholfen, den Blick auf die Welt und aufs Leben neu zu öffnen. Hier müssen wir im Konkreten was Neues finden, und das Konkrete ist identisch mit dem Alltäglichen in der Gesellschaft. In dieses Alltägliche müssen wir das Moment der Transformation bringen. Nur so können wir einen neuen Blick auf das System als Ganzes entwickeln. Ich will, daß im Alltäglichen ein Bruch mit dem System läuft. Danach müssen wir suchen.

Gremliza: Wenn ich die Situation von 1970/71 mit der von heute vergleiche, dann erkenne ich *eine einzige bedeutende* Veränderung: daß es die Staaten des realen Sozialismus nicht mehr gibt und damit auch die meisten der Bewegungen nicht mehr, die von dort eine Art Rückendeckung bezogen haben.

Taufer: Eine positive oder eine negative Veränderung - das ist hier die Frage, denn die Rückendeckung, die es da gegeben hat, war ja eine recht zwiespältige Angelegenheit, bereits im Vietnamkrieg. Sie hat eine gewisse zentralperspektivische Mentalität aufrechterhalten, und wir erfahren heute in Diskussionen etwa mit den Tupamaros, daß dieser Zusammenbruch der realsozialistischen Staaten auch einen befreienden Effekt auf die Linke, auf die politischen Bewegungen hatte. Sie sind auf sich selbst zurückgeworfen und überlegen, wie sie aus den ganz konkreten eigenen Bedingungen und der eigenen Geschichte eine sozial emanzipative Perspektive entwickeln können. Und das muß die Linke hier auch tun.

Gremliza: Was ich an der Linken beobachte, und vor allem an den Teilen, die stets schärfste Kritik am Realsozialismus geübt haben, ist keineswegs befreites Aufatmen und Suche nach neuen emanzipatorischen Perspektiven, sondern

endgültiger Abschied von jedem Widerstand und Anschluß ans siegreiche Vaterland.

Taufer: Was die Liebe zum Vaterland angeht, die von vielen entdeckt wird - das hat u.a. seinen Ursprung auch darin, daß der Geist der grundsätzlichen Opposition gegen den Kapitalismus von 68 über die Legende von der endgültigen Demokratie liquidiert wurde, die 68 bewirkt haben soll. Ich denke, daß die Diskussion, die die RAF jetzt angestoßen hat, auch die Chance bietet, die letzten 25 Jahre noch einmal neu zu bewerten.

Ebermann: Mein Gefühl bei der Lektüre der RAF-Erklärung ist gewesen: die Konsequenz ist gut und die Begründung ist teilweise sehr schlecht. Es scheint mir, es ist nicht genug Eingeständnis der Tiefe der Niederlage.

Dellwo: Und wenn wir das Gefühl einer Niederlage nicht haben?

Ebermann: Dann ist es eine politische Differenz, in der man, wenn man kein Zyniker ist, hofft, mehr Unrecht zu haben als der, der die Lage schwärzer sieht.

Folkerts: Sieg und Niederlage sind wirklich relative Begriffe. Wir haben Niederlagen verkraften müssen und Verluste erlitten, drinnen und draußen mußten wir extreme Härten überstehen, aber auch jetzt, wo wir in einer schwierigen Übergangssituation stehen, würden wir nie sagen, daß wir unterlegen sind. Wir haben in all diesen Jahren einiges akkumuliert, was wir gerne vergesellschaften, mit anderen Erfahrungen zusammenbringen wollen. Dazu wollen wir die Kommunikation mit vielen, mit der Linken und was davon übriggeblieben ist, und mit Kräften, die aus den Widersprüchen neu entstehen. Wir haben in dieser langen Konfrontation Erfahrungen gewonnen, Stärken erfahren, auch wenn wir keine großen Siege vorweisen können - sie sind vielleicht unscheinbar und nicht spektakulär, aber ich bin mir sicher, wir haben uns etwas erkämpft.

Dellwo: Auch ich habe nicht das Gefühl, daß wir eine Niederlage erlitten haben. Wir sind jetzt 17 Jahre drin, der Knut ist 15 Jahre drin, wir haben hier die ganze Zeit erfahren, wie sie dich niedermachen wollten. Aber das ist nicht gelungen, sondern im Gegenteil: Du hast das Gefühl, du bist da durchgekommen. Wir sind, auf die RAF bezogen, an eine bestimmte Grenze gekommen, aber ich frage mich doch: Haben wir irgendetwas erreicht, oder haben wir gar nichts erreicht? Haben wir - was wir ja wollten - etwas historisch Neues gesetzt? Was ist mit den Erfahrungen, die es nicht gab, bevor wir sie gemacht haben?

Taufer: Es ist jetzt ein bißchen *en mode* bei der Linken, von allen möglichen Niederlagen zu reden. Was ich persönlich aus dem Knast heraus nie kapiert habe. Wenn es irgendwo in Westeuropa eine starke Linke gegeben hat seit 1966, angefangen mit dem ersten *Sit in* an der FU bis hin zu den letzten RAF-Aktionen, dann in der Bundesrepublik. Wo sonst hat es in Westeuropa eine Linke gegeben, die dermaßen regenerationsfähig war?

Ich bin unbedingt für eine tiefinnere Suche nach den Fehlern und Schwächen der letzten 25 Jahre, aber unser Erkenntnisinteresse wird dabei doch ganz entscheidend davon abhängen, ob wir mit einem grundsätzlichen historischen Pessimismus oder mit Zuversicht an die Arbeit gehen. Die Linke ist in der BRD und weltweit an eine bestimmte Grenze gestoßen, ist in eine tiefe Krise gestürzt, und ich behaupte, das ist eine einmalige Chance, aus der Vergangenheit all das zu lernen, was wir bisher glaubten, nicht lernen zu müssen.

Es sind viele wichtige Erfahrungen gemacht worden, auch von uns. Wir waren hier in einer totalitären Situation, wir waren 10 Jahre lang in diesem Hochsicherheitstrakt, das war so ein Drittes Reich im Kleinen, und sie haben uns nicht geschafft, obwohl sie jede Lebensäußerung überwacht haben mit Videokameras, Mikrofonen, Gehirnwäsche und allem drum und dran. Wir haben hier Erfahrungen gesammelt, die man in unseren Breitengraden tatsächlich nur in diesem Hochsicherheitstrakt sammeln konnte. Da haben wir auch über uns und über die Linke, auch über die Frage, was ist Niederlage, was ist nicht Niederlage, eine ganze Menge Erfahrungen gemacht, die jetzt draußen gebraucht werden, denke ich.

Ebermann: Man kann natürlich sagen, Niederlage ist erst, wenn sie uns geschafft, wenn sie uns unseres politischen Denkens, unserer Systemgegnerschaft beraubt haben. Wenn man diesen Begriff von Niederlage hat, dann habt ihr keine erlitten und ich auch nicht. Soweit ist es noch nicht und kommt es hoffentlich nie.

Dann gibt es einen Begriff von Niederlage, der, weil das konkrete Ziel nicht erreicht wurde, alle im Kampf darum gemachten Erfahrungen behandelt nach dem Motto »Klappe zu, Affe tot« - kein zukünftig Rebellierender soll daraus lernen können, also begrabt den Scheiß. Diese Haltung ist ja gerade gegenüber Leuten sehr verbreitet, die mit ihren konkreten Zielen gescheitert sind, die macht auch die Kritik am Realsozialismus so widerwärtig - jeder muß noch mal schnell sagen: Ich hab da auch nichts von gehalten. Ich habe wirklich viele Seiten mit Kritik am Realsozialismus gefüllt, aber ich habe immer gehofft, daß die DDR sich halten kann gegen die BRD, und ich habe immer gehofft, daß bestimmte Planungen, z.B. eine Rüstung so hinzukriegen, daß man die dort killen kann, ohne daß hier allzuviel passiert, nicht aufgehen werden; ich habe gehofft, daß die Totrüstung und die ökonomische Durchdringung nicht gelingen. Wenn ich dies alles jetzt streiche und sage: Das war ja gar kein Sozialismus, wo war da die Emanzipation, war die Entfremdung nicht genauso groß oder die Warenbeziehung genauso ausgeprägt, mache ich auch kaputt, was man daraus würde lernen können.

Auch diesen zweiten Begriff von Niederlage meine ich nicht. Sondern wenn ich von Niederlage spreche, dann vom gesellschaftlichen Kräfteverhältnis. Die haben erstens euch nicht geschafft und mich nicht geschafft, zweitens ist es nicht so, daß das eine Zeit war, wo man nur Scheiß gemacht hat - aber das gesellschaftliche Kräfteverhältnis stellt uns in eine Position, die so einsam ist, wie ich sie, seit ich halbwegs erwachsen bin, nicht erlebt habe.

Dellwo: Willst du behaupten, das System sei heute stabiler als vor 20 Jahren?

Ebermann: Ja, ich glaube, das System ist heute stabiler. Ich weigere mich ja zu sagen, daß unsere Hoffnung, die Einkreisung der Metropolen möge mit unserer Mitwirkung gelingen, reiner Spinnkram war, sondern ich versuche einen Blick auf unsere Biografie und Geschichte zu behalten, der noch sieht, daß es einige Jahre lang wirklich auf des Messers Schneide stand, welche Kräfte sich in der Welt durchsetzen. Die Parole »Schafft zwei, drei, viele Vietnam« haben wir nicht gerufen, weil wir nicht ganz dicht waren, sondern da lag damals wirklich eine Chance.

Es gibt ja jetzt so eine Geschichtsschreibung, daß wir ganz idiotische Träumer waren, und wenn wir damals schon realistisch gewesen wären, dann hätten wir in all unserem Handeln die Siege des Imperialismus antizipieren müssen - eine furchtbare Geschichtsschreibung für Stubenhocker, die sich jetzt noch freuen, daß sie schon vor 20 Jahren keinen Stein aufgehoben haben. Aber heute sind wir mit bestimmten Auffassungen erstmals außerhalb des Disputs. Ich habe das immer so erlebt: Wenn in der Gesellschaft gestritten wurde, war da eine bestimmte Spannbreite, und man war darin äußerster Flügel, aber doch mit Berührungspunkten zum linksreformistischen Lager oder zu dem oder jenem fortschrittlichen sozialdemokratischen Abgeordneten oder einem aufgeschlossenen Rundfunk- oder Fernsehmoderator oder Leitartikler. Heute gibt es ganz viele Diskussionen - etwa zur Sowjetunion oder zu Jugoslawien oder zur Staatsverschuldung oder was mit der DDR geschehen soll , und in dem Disput hat man gar keinen Platz mehr.

Folkerts: Das ist nur ein Ausdruck davon, daß der ganze Bezugsrahmen, in dem die Linke sich bestimmt hatte, auseinandergeflogen ist. Die Ost-West-Demarkationslinie, die antikolonialen Kämpfe und die Bewegungen in den Metropolen und deren Zusammenhänge, die auch reale revolutionäre Möglichkeiten enthielten - diese historische Phase, ausgehend von der Oktoberrevolution, ist zu Ende und fordert eine Zäsur. Eine Neukonstituierung emanzipatorischer Kräfte kann und wird nicht in den alten Bahnen laufen, die waren ja - wie die Apo - selbst historisch bedingt. Es werden sich neue gesellschaftliche Orte, Verhältnisse und Beziehungen, auch international, herausbilden. Und was die einsame Position betrifft - wir machen uns davon nicht abhängig. In der Illegalität haben wir gelernt, gegen den Strom zu schwimmen, in der Einsamkeit der Isolationshaft, wie man sich trotzdem gegen die Übermacht behauptet. Daraus haben wir ein Grundvertrauen gewonnen, in uns und zugleich in die potentiellen Fähigkeiten von Menschen, die aufbrechen.

Taufer: Wenn die Linke hier heute dermaßen schwach ist, dann hat das auch damit zu tun, daß sie eine glaubwürdige Utopie nicht mehr anzubieten hat.

Ebermann: Nein, ich glaube, du hast unrecht. An Utopien herrscht überhaupt kein Mangel, aber kein Arsch will sie hören. Wenn du allein die Kritik der Produktivität nimmst, auch ein weitverbreitetes Phänomen noch vor wenigen Jahren, mit guten und schlechten Seiten, mit Überidealisierung von Alternativbetrieben und Romantisierung zurückliegender handwerklicher Tätigkeit bis hin zur absurden Selbstausbeutung, so gab es trotzdem eine Debatte darum, ob diese Produktivität, die Ankettung des Menschen an den industriellen Arbeitsvorgang, die Demütigung des Menschen durch Maschine und Fließband, nicht etwas Bekämpfenswertes ist.

Etwa 5 bis 10 Prozent der Gesellschaft träumten irgendwie davon, daß es anders doch schöner wäre. Das ist ja der Ursprung von Utopie. Und das ist weg. Der Wunsch, Entfremdung zu überwinden, ist so wenig präsent in der Gesellschaft, daß man sagen muß, ideologisch haben die im Moment wirklich gewonnen, indem sie die Köpfe ganz und gar dafür gekriegt haben, daß dies die beste der denkbaren Welten ist.

Folkerts: Das liegt vielleicht daran, daß du die Gegenwart in den alten Formen betrachtest. Man muß lernen, genau hinzusehen, wie sich Widersprüche neu ausdrücken, wo sie sich in der Gesellschaft neu artikulieren. Natürlich brauchen die eine Linke, und so beißt sich das natürlich in den Schwanz - es gibt diese linke Kraft nicht, und so überlagert das Reaktionäre alles.

Timm: Der Hauptwiderspruch zwischen Thomas und euch ist doch die Einschätzung der Stabilität des imperialistischen Systems. Und mein Eindruck ist, daß Thomas vor allem die ökonomische Seite sieht: die ökonomische Stabilität und Verbreiterung, die ökonomischen Möglichkeiten, die sich ergeben haben und die jetzt auch in Bezug auf die ehemals realsozialistischen Länder die große Rolle spielen. Ich erinnere aber jetzt mal an Vietnam und was sich da abgespielt hat: die ökonomische, militärische Stärke der USA und dagegen ein Volk, das wenig mehr hatte als die eigene Idee, den eigenen Unabhängigkeitswillen, den die ökonomische, die militärische Stärke nicht brechen konnte.

Heute sehen wir einerseits diese ökonomische Stärke und andererseits, wie das, was tragende bürgerliche Ideen oder Ideale sind, verworfen wird, wie niemand mehr hinter ihnen steht, auch die herrschende Klasse nicht. Wenn sie hier jetzt anfingen mit »mehr Demokratie wagen« oder so, empfänden das alle nur noch als lächerlich. Und eine weitere Schwierigkeit ist, wovon man heute ausgehen soll. Wie sollst du überhaupt noch etwas analysieren, wenn du vor allem den Blick darauf

richtest, was veröffentlichte Meinung ist. Wenn alles, was sich tut, aber nicht veröffentlichte Meinung wird, immer nur in diesen kleinen Kreisen bleibt - Entwicklungen beispielsweise wie im Hamburger Stadtteil St. Georg, wo sich die sozialpädagogische Initiative, der Einwohnerverein, die Grauen Panther, das Kindertagesheim und so weiter zusammengetan haben wegen der Drogenpolitik, die vom Hamburger Senat gefahren wird. Und da geht es nicht um die ideologische Richtung Heroinfreigabe, sondern sie sagen ganz praktisch: Das, was die Polizei macht in St. Georg, ist zu unserem Nachteil. Wenn die Junkies vertrieben werden aus der offenen Szene vorm Hauptbahnhof, werden sie vertrieben in die Eingänge der Häuser, dann liegen dort die Spritzen. Folge daraus ist, sie schließen sich zusammen und fordern: Polizei raus aus diesem Viertel. Das ist was Konkretes, und nur da kannst du heute ansetzen.

Ebermann: Wahrscheinlich werden die da was Sinnvolles machen. Aber so kann man doch nicht über Politik und Gesellschaft reden.

Timm: Warum nicht?

Ebermann: Ich komme jetzt mit einem Gegenbeispiel und einem Zitat. Zuerst das Gegenbeispiel: In Schleswig-Holstein hat man alle, die Asyl suchen, vor den Sozialämtern zusammengetrieben, um den sogenannten Mißbrauch zu dokumentieren. Dagegen haben in ganz Schleswig-Holstein weniger als zweihundert Menschen demonstriert. Ich glaube aber, daß die Voraussetzung für das, was jetzt ideologische Hegemonie der Herrschenden bedeutet, darin besteht, daß sie durchgesetzt haben, daß in der Welt, so beschissen sie ist - und davon gehen alle aus , die Brutalität, daß jeder sich selbst der Nächste ist, ideologisch durchgesetzt ist, und daß sich das widerspiegelt in der absoluten Nichtexistenz von Opposition gegen den Rassismus, der sich an den Flüchtlingen entlädt.

Taufer: Das sehe ich mehr oder weniger auch so, aber in historischen Situationen, in denen die Kräfte der Solidarität und der Freiheit ziemlich untergebuttert wurden und die Macht eine ideologische Hegemonie besaß, war es doch häufiger der Fall, daß sich Gegenkräfte entwickelt haben. In den USA sieht man jetzt, daß die Herrschenden keine Lösung im Sinne einer praktikablen Gesellschaftlichkeit mehr haben. Und das betrifft ja inzwischen nicht nur die Schwarzen in den Gettos, das tangiert auch den Mittelstand, auch wenn der erst mal nach rechts tendiert. Die Frage ist doch, wie können wir diese Kräfte entwickeln, und dazu gehört natürlich wieder die Durcharbeitung der Geschichte der letzten 25 Jahre, um aus den Fehlern und aus den Stärken zu lernen.

Dellwo: Thomas meint, daß das System in diesen zwanzig Jahren stabiler geworden ist. Das sehe ich nicht. Wir mußten ganz bestimmte Prozesse durchmachen und auch bestimmte falsche Wege erst mal gehen, wir sind eine ganze Menge falscher Wege gegangen, die werden wir nicht wiederholen, aber gegangen werden mußten sie. Doch unsere Ratlosigkeit und daß wir da jetzt im Moment ein Vakuum haben, weil wir die Frage nach dem, was man Zentralperspektive nennt, nicht beantworten können, und daß der Realsozialismus als erste Aufhebungsform der Geschichte gescheitert ist und daß wir jetzt keine neue haben - das alles bedeutet keineswegs, daß das System stabiler geworden ist.

Wir könnten jetzt viel zusammenzählen, warum wir das System heute schwächer, weil instabiler, sehen als damals. Aber letztlich bringt uns das nicht weiter, weil wir ja auch wissen, daß die Kaputtheit der anderen Seite nicht unsere Stärke ist. Es gibt keinen Automatismus von Elend und Befreiung. Umgekehrt wäre dann allerdings seine Stabilität, unterstellt man sie mal, nicht Ursache unserer Schwäche. Ich kann so aber auch nicht denken. Ob das System nun stabiler ist oder nicht - wer sein Leben in dieser Gesellschaft nicht verwerfen will, muß aus dem herrschenden gesellschaftlichen Konsens raus und eine eigene Vernunft setzen, leben und darum kämpfen, daß sie als Gegenrealität in der Gesellschaft existiert und entwickelt werden kann. So verstehe ich auch die Erklärung unserer Genossen.

Wir nähern uns der Situation aus einer unterschiedlichen Geschichte. Wir haben damals unsere Isolierung akzeptiert als Ausgangsbedingung. Das war manchmal hart, dafür haben wir uns nicht verloren, das heißt: Wir sind immer wieder dazu gekommen, den Bruch mit dem System materiell zu machen. Andere haben diese Isolierung gefürchtet und finden sich nun selbst in ihr wieder, nun aber dahin abgetrieben. Ich finde es einfach falsch, nun zu sagen: Das liegt an der Stärke des Systems, statt sich selbst zu kritisieren, daß man die ganze Zeit auch immer etwas preisgegeben hat. Das, was damals von vielen verdrängt worden ist, daß der Bruch mit dem System etwas Reales in unserem Leben sein muß - und wenn das für mich gilt, ist es auch mal egal, ob ich damit alleine stehe , kommt als Bedingung für jede weitere Entwicklung zurück. Es müßte aber heute auch einfacher zu lösen sein, weil sich die Kompetenzfrage einfacher stellt. Wieviel Kompetenz wird dem Kapitalismus noch zur Lösung dringender Lebensprobleme von den Menschen zugetraut? Und ist das nicht auch ein Zeichen dafür, daß das System politisch instabiler ist?

Taufer: Es sei denn, man definiert Stabilität des Systems so, daß man sagt: Diese ganze Brutalität, der Egoismus, die hemmungslose Bereicherungssucht sind die Mechanismen, um Gesellschaftlichkeit aufrecht zu erhalten oder gar zu entwickeln. Dann könnte man von Stabilität sprechen. Aber dieser Egoismus und diese Brutalität sind ja auch ungeheuer destruktiv gegenüber Gesellschaftlichkeit überhaupt.

Ebermann: Vielleicht kann ich mich besser verständlich machen, wenn ich mal eine Passage aus der RAF-Erklärung vorlese: »Es ist eine wichtige Frage, wie lange noch der Staat den Rassismus gegen die Flüchtlinge schüren und sie als

Untermenschen behandeln kann, um sich und die Wirtschaft damit aus der Verantwortung für Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot, Altersarmut usw. zu ziehen, und wie lange er noch diese Menschen wieder ins Elend zurückschicken kann, das er ständig mitproduziert.«

So was finde ich grausam. Wir leben in einer Zeit, wo nahezu alles, was auf diesem Gebiet mal in Teilbereichen der Gesellschaft Fuß fassen konnte - offene Grenzen zum Beispiel hatten bis in liberalkirchliche Kreise doch einen ganz guten Klang , völlig abgeräumt wird zugunsten des Konsenses, daß man mit den Flüchtlingen hart und erbarmungslos umspringen muß. Und dagegen gibt es keinen relevanten gesellschaftlichen Widerstand. Wenn ich das kontrastiere mit dieser Passage, die doch wenigstens den Gedanken nahelegt, die Frage, wie es da weiter geht, sei eine halbwegs offene, und vielleicht sogar die Suggestion bedeutet, daß die Einstellung bewaffneter Aktionen an diese Frage geknüpft ist, dann scheint es mir so zu sein, daß die Autoren immer noch die Behauptung brauchen, sie hätten gerade große Siege errungen und könnten deswegen folgenden praktischen Schritt machen.

Das wird noch deutlicher an einer anderen Stelle, wo es heißt, »daß es Fraktionen im Apparat gibt, die begriffen haben, daß sie Widerstand und gesellschaftliche Widersprüche nicht mit polizeilich-militärischen Mitteln in den Griff kriegen«. Erstens haben alle Fraktionen des Staates schon immer begriffen, daß diese Mittel nicht pur anzuwenden sind, und zweitens wird auch zukünftig das alle Politik strukturierende Element die Repression sein.

Die beiden Zitate haben offensichtlich eine Beziehung zueinander. Die lautet etwa so: Weil es gut voran gehen kann, wechseln wir die Kampfform.

Dellwo: Ich verstehe es anders. Es ist hier einmal eine Guerilla entstanden, die sich auch dann nicht mehr aus der Geschichte eliminieren ließe, wenn sie aufhören würde. Sie kann auch jederzeit wieder entstehen.Das wollten sie eigentlich damit sagen. Für mich hat RAF bedeutet: ein bestimmtes Vernichtungsverhältnis aufzubrechen, das von diesem Staat immer gegen Minderheiten, gegen Opposition eingesetzt wurde. Wir wissen, was man hier nach 45 mit der KPD gemacht hat, wir wissen, wie auf die 68er reagiert wurde, ich weiß, wie damals in Hamburg unsere Hausbesetzung vom MEK mit der MP im Anschlag - und sie hätten auch geschossen - abgeräumt wurde. Dagegen haben wir etwas gesetzt, und wir haben dagegen bis heute etwas gehalten. Die RAF haben sie nicht austreten können. Die Gefangenen haben sie im Knast nicht fertig machen können.

Wir haben auch eine Potenz erkämpft, die Fähigkeit, eine bestimmte Art von Widerstand zu machen, wenn es notwendig ist. Das ist bis jetzt auf uns reduziert geblieben, auf die, die in der Illegalität waren oder im Gefängnis und auch auf ein paar Leute drumherum. Und diese Haltung, die Bereitschaft, für etwas auch mal einzustehen, das würde ich gern verallgemeinern. Ich rede jetzt nicht von der Form unseres Kampfes, die wird ja auch neu bestimmt werden müssen. Sondern daß man einfach mal den Willen hat, an einer Sache festzuhalten, und den Willen, sie durchzusetzen, die Lösung einer konkreten Frage von uns aus bestimmt und beantwortet haben will.

Für die meisten Linken hat das nicht gegolten. Die sind immer irgendwo an einer bestimmten Grenze stehengeblieben und haben ihre Sache preisgegeben, und das ist es, was hier angesprochen ist in der Erklärung der RAF: daß auch ihr euch die Fähigkeit zum Widerstand erkämpfen müßtet. Ich hab heute Mittag noch gedacht, guck mal, ihr seid länger als ich in der Linken und seid nie im Knast gewesen. Warum eigentlich nicht? Warum habt ihr nicht mal ne Sache durchgekämpft, auch mal einen Preis bezahlt? Da fehlt doch an dieser Linken etwas. Ich glaube, dahin müssen wir kommen.

Gremliza: Wir müssen die Linke in den Knast kriegen?

Dellwo: Nicht die Linke in den Knast kriegen, aber wir müssen dahin kommen, daß wir auf bestimmten Sachen insistieren. Wenn wir hier um Zusammenlegung gekämpft haben, da sind wir bis an die Grenze gegangen, wir haben auch tote Gefangene gehabt, aber du hast gewußt, diesen Preis, den mußt du zahlen, sonst kannst du einfach nicht überleben. Du mußt kämpfen. Wenn du hier im Isolationstrakt sitzt und merkst, daß die ganze Sache darauf hinausläuft, dich als Menschen auszulöschen, dann weißt du, das wäre die Niederlage, da setzt du was dagegen, deine Selbstbehauptung, und dann kannst du auch eine Sache durchkämpfen.

Und wenn ihr sagt, es sei so ungeheuer viel verschwunden, dann wird das auch daran gelegen haben, daß ihr nicht gesagt habt, das lassen wir uns nicht nehmen. Ein bißchen Selbstkritik könnte euch da nicht schaden.

Timm: Wenn es jetzt um Diskussionen und Neuorientierungen gehen soll, muß auch die Erklärung der RAF kritisiert werden können. Es gibt da einen Fehler, eine Ungenauigkeit in der Einschätzung. Die RAF beschreibt die Veränderung des politischen Kräfteverhältnisses und nimmt als Grundlage die Äußerungen Kinkels zu den Gefangenen. Daß Kinkel sagt, mit den Gefangenen muß jetzt was passieren, wird so gedeutet, als gebe es Fraktionen im Staat, die bereit seien, mit gesellschaftlichen Widersprüchen anders umzugehen als bisher, und beispielhaft wird angeführt die Ausländer- und Asylfrage, und genau da gibt es nicht die geringsten Indizien, wirklich nicht die geringsten, für eine Rücknahme der Repression, sondern sie wird verschärft. An dem Punkt haben wir wirklich absolut nichts geschafft.

Dellwo: Du würdest aber zustimmen, daß sie das, was der Kinkel heute macht, vor zehn Jahren nicht gemacht hätten?

Timm: In der Frage der Gefangenen bewegt sich etwas, aber was die Gründe dafür sind, ist uns allen noch nicht klar.

Folkerts: Da gibt es ein Mißverständnis. Die RAF führt die Politik gegen Immigranten nicht als Beispiel an, es gäbe Teile im Apparat, die mit gesellschaftlichen Widersprüchen anders umgehen. Die Aussage in ihrer Erklärung geht doch genau vom Gegenteil aus und verweist auf die Notwendigkeit gesellschaftlicher Kämpfe, in denen sich entscheiden wird, wie politisch Raum für alle diese existentiellen Fragen eröffnet werden kann und wie der herrschende Konsens zu schleifen ist.

Was die Gefangenen betrifft: Es gibt Fraktionierungen in den Apparaten, die wir aber nicht überschätzen, denn es geht denen, die nach neuen Wegen suchen, ums gleiche Ziel. Aber Kinkels Äußerungen sind - wie auch immer - ein politischer Ausdruck dieser Widersprüche, die lange herangereift sind. Das ist deshalb besonders bemerkenswert, weil es ein Apparat ist, der ein sehr starkes Beharrungsvermögen hat: der Staatsschutzkomplex mit seinen faschistischen Wurzeln, seiner relativen Selbständigkeit, der zusammen mit den Medien eine Selbstlegitimationsmaschine bildet. Obwohl schon lange an den Fakten evident ist, daß sie die RAF wie auch die Gefangenen nicht kaputtkriegen, haben sie das über Jahre fortgesetzt. Die psychologischen Kampagnen, die Lügen und Fälschungen sollten die politische Konsequenz aus dieser Perspektivlosigkeit verhindern. Mit der Erfindung von Fahndungserfolgen - wie diesem »absolut glaubwürdigen Kronzeugen« zu Beginn des Jahres - wollten sie die Fähigkeit vortäuschen, sie könnten die RAF doch noch besiegen, jetzt, da angeblich gerade einer aus der Mitte der RAF zu ihnen übergelaufen sei. Nach 22 Jahren bringen sie sich selbst auf den Begriff: Die von Bundesanwaltschaft, BKA, Verfassungsschutz und Medien behauptete Wirklichkeit ist identisch mit der Wahnwelt eines psychisch Kranken.

Taufer: Ich finde es wichtig, zu betonen, daß die RAF-Erklärung keine Reaktion auf Kinkel ist, sondern erstes Ergebnis einer Diskussion, die seit zwei Jahren läuft und die sich daraus ergeben hat, daß die ungeheuren Veränderungen in der Welt nach einer Neubestimmung verlangt haben.

Gremliza: Aber man kann nicht gut bestreiten, daß die Wirkung des Schreibens in die Richtung geht, die ihr für ein Mißverständnis haltet: Die RAF antwortet auf Kinkels Verlangen nach einem deutlichen Zeichen, und sie zieht die weiße Fahne auf, um die Gefangenen herauszukriegen. Ihr könnt sagen, das sieht die Öffentlichkeit falsch, und das sieht Herr Kinkel falsch. Aber auch mir fällt es schwer zu glauben, daß die Autoren der Erklärung diese Wirkung nicht vorausgesehen und also gewollt haben sollen.

Folkerts: Der zeitliche Ablauf drängt diese Interpretation vielleicht auf. Aber die Entscheidung ist aus der gesamten Entwicklung notwendig und richtig. Wie damit weiter gearbeitet wird, hängt sehr davon ab, wie Linke sich da einmischen, artikulieren und auch intervenieren, damit es nicht diese defätistische Tendenz bekommt. Natürlich, es ist eine offene Situation, das weiß die andere Seite auch, sie will natürlich alles für sich, für uns nichts.

Ebermann: Der ganze Film hat zwei unterschiedliche Adressaten.

Folkerts: Die Erklärung der RAF ist an die Gesellschaft gerichtet, an alle, die auf der Suche nach Wegen sind, wie menschenwürdiges Leben hier und weltweit konkret durchgesetzt werden kann. Das gilt auch für die Erklärungen von uns Gefangenen. Wir äußern uns natürlich auch gegenüber dem Staat deutlich, damit er von den Tatsachen ausgeht, statt von Illusionen und dem primitiven Kalkül seiner »Spezialisten«, wie zuletzt bei der Ankündigung der Freilassung einiger Gefangener und zugleich neuer Verfahren gegen andere.

Ebermann: Alles, was irgendwie der Möglichkeit dient, daß die Gefangenen rauskommen, ist sowieso mehr als legitim, das ist - wie man so sagt - über jede Kritik erhaben. Ich gehe davon aus, daß ihr selber die Grenzen definiert habt, von denen es, wenn ich das richtig verstehe, zwei gibt: Die eine Grenze liegt da, wo man einen anderen reinreißt, und die zweite da, wo man seine eigene Vergangenheit so in den Dreck zieht, daß niemals mehr jemand Lust hat, daraus was zu lernen. Alles andere muß gemacht werden, und ihr müßt wissen, daß wir diejenigen sind, die eure Entlassung am wenigsten befördern können. Darüber entscheidet das Gefüge der herrschenden Politik bzw. der akzeptierten Opposition im Rahmen der herrschenden Politik, und deshalb sind die zu Recht der eine Adressat der RAF-Erklärung.

Der andere Adressat ist die Restlinke, und da muß wahrscheinlich ein bißchen streng darauf geachtet werden, daß euer hoffentlich jetzt möglich erscheinender Erfolg nicht abgebucht wird auf das Konto, daß wir uns in einem Prozeß der Liberalisierung und Zivilisierung der Gesellschaft befinden. Es gibt starke Kräfte, die versuchen, diese Platte aufzulegen und ganz bestimmte Selbstkritiken abzuholen.

Unter diesem Aspekt finde ich auch solche Passagen so schädlich, in denen man zum Ausdruck bringt, daß die Dinge in Deutschland in die richtige Richtung laufen. Für mich steht beispielsweise Robert Kurz, den ihr jetzt häufig zitiert, nicht für ökonomische Analyse, sondern für die politische Aussage, daß hierzulande, weil die Gerichtsassessoren, oder wie das Pack heißt, jetzt einen Brillanten im Ohr haben und sich die Haare zum Zopf binden, die Liberalität ausgebrochen ist, daß hier der Kosmopolit gerade heranwächst, daß selbst der Nazi kein Nazi sein kann, weil er seine Frau in Singapur kauft. Für diese ganzen reingeschmuggelten Ideologie-Ersatzstücke steht Kurz.

Dellwo: Da muß ich widersprechen, so habe ich Kurz nicht verstanden.

Ebermann: Es gibt zwei Themen, die die Jahrhunderte überdauern: das eine ist, ob die Welt untergeht, und das andere ist, ob die Menschheit sich gerade zivilisiert. Da gibt es immer Propheten. Und von diesem zweiten ist Kurz der Prophet schlechthin.

Folkerts: Viel wichtiger finde ich seine Feststellung, daß der Sieg des Kapitalismus über den Staatssozialismus eine Sekunde gedauert hat und daß dieser Sieg seine eigene Krise verschärfen und vervielfältigen wird. Wenn du nicht nur die Oberflächenerscheinung anguckst, sondern die anwachsende globale Krisenpotenz, die auf die Zentren zurückkommen wird, in der BRD beschleunigt durch die Annexion der DDR, dann kannst du nicht mehr sagen, daß das System hier stabiler geworden sei.

Ebermann: Was versteht man unter Stabilität? Jeder blöde Reformist sagt, daß der IWF und die Weltbank versagt haben. Das erkennt man dann jeweils daran, daß die Ideale, die die beiden Institutionen in ihre Präambel geschrieben haben, irgendwie nicht Wirklichkeit werden. Tatsächlich funktionieren sie perfekt. Ich kann natürlich immer wieder sagen, daß, weil sie’s nicht ruhig haben, keine Stabilität gegeben ist. Aber sie brauchen die Ruhe nicht. Die können ganze Stadtteile von New York unbeaufsichtigt lassen, so lange sie wissen, daß die Leute sich gegenseitig abmurksen, gegenseitig die Spritze setzen. Solange das kein Material ist, das der Verwertung dient, ist es ihnen egal.

Folkerts: Der Emanzipationsgedanke muß wirklich aus der Tiefe und geschichtlichen Reife neu begründet werden, weil ja eine ganze Epoche zu Ende gekommen ist. Befreiung - was ist das heute? Heute sind Aufhebungen möglich, wie sie bisher nicht möglich waren. Die strukturelle Massenarbeitslosigkeit ist z.B. ein Negativausdruck für die tendenziell mögliche Aufhebung der Arbeit. Wir brauchen ein Wirklichkeitsmoment in der Gegenwart, auch weil es ein langandauernder Übergangsprozeß sein wird. Befreiung kann keine Abstraktion bleiben, kein fernes Ziel. Die Ziele müssen in der Lebenswirklichkeit beginnen, als Aneignungsbewegung.

Ebermann: Ich habe Taufers Brief an die Tübinger gelesen, wo er diesen Tupamaro zu Wort kommen läßt, der sagt, worüber er nicht reden kann und worüber er reden kann, wenn er in die Elendsviertel geht, also was es bedeutet, Schwätzer zu sein, wenn Menschen in extremer materieller Not sind. Bezogen auf die, die nicht in dieser Lebenslage sind, die also nicht die Sorge haben, ob sie ein Bett haben, wenn sie krank sind, oder wie ihre Kinder am nächsten Tag ernährt werden, also bezogen auf viele hierzulande, kann für mich der emanzipatorische Ansatz tatsächlich nur darin liegen, ob es gelingt, eine Kritik der Bedürfnisse hinzukriegen.

Gremliza: Es hat sich bei den Massen in der BRD die Meinung gebildet, daß jede Verbesserung der Lage der anderen Menschen auf der Erde zu einer Verschlechterung ihrer eigenen materiellen Lage hier führen wird. Diese Meinung ist zutreffend, und weil sie es ist, wird jeder Blick auf das Elend der Welt vermieden, der die Unterstützung emanzipatorischer Bewegungen dort herausfordern müßte. Nieder mit der internationalen Solidarität - wer für sich und seine Bedürfnisse etwas tun will, tut gut daran, sich dem teuren deutschen Vaterland anzuschließen. Deshalb finde ich es fast rührend, welche Chancen ihr entdeckt haben wollt, die Bedürfnisse deutscher Massen auf eine emanzipatorische Politik zu lenken.

Taufer: Die Rede war erst mal von der Linken und ihrer Geschichte und nicht von den deutschen Massen. Und in dem Zusammenhang ist das, was da mit der Kritik der Bedürfnisse angesprochen ist, ein entscheidender Punkt. Der von der Linken und insbesondere von der Metropolenlinken geführte illusionäre Prozeß, der jetzt zu Ende geht, ist eben auch gerade daran gescheitert, daß neue Bedürfnisse nicht in die Welt gesetzt worden sind. Das ist es, was die Tupamaros etwa in Uruguay jetzt versuchen. Wenn man denen, die in den Slums wohnen, nichts zu essen haben, ihre Töchter mit 12 Jahren auf den Strich schicken, um nicht zu krepieren, von Sozialismus redet, fühlen sie sich nicht ernst genommen.

Gremliza: Und wenn man bei denen, die in den Slums wohnen, nichts zu essen haben, ihre Töchter mit 12 Jahren auf den Strich schicken, um nicht zu krepieren, das Bedürfnis nach was zu fressen kritisiert, anstatt ihnen ganz realsozialistisch einen Frachter voll Weizen zu schicken, kriegt man hoffentlich eins aufs Maul.

Taufer: Es ist ein Grundübel der sozialistischen Bewegung der letzten hundert Jahre, daß sie versucht hat, den Leuten ein idealistisches Ziel aufzuschwätzen. Aber dort, wo der Kapitalismus den Menschen diesseitige Entfaltungsmöglichkeiten bietet, in der Regel nach Art der Wölfe, war im Realsozialismus ein weißer Fleck. Kritik der Bedürfnisse, das hatten wir 68 schon mal. Da ist in der Tat was Neues in die Welt gesetzt worden bei uns, was im übrigen von einem Freund aus Uruguay, wo es das so nicht gibt bis jetzt, als er es hier kennenlernte, als Bereicherung, »Errungenschaft« empfunden wurde.

68 ist die Kritik der Bedürfnisse entweder in einem moralischen Schilderwald steckengeblieben, von den Grausamkeiten mal gar nicht zu reden, oder, wo Alternativen erprobt wurden, ist das Ganze doch recht vorsichtig, betulich und manchmal einfältig geblieben. Ohne Imagination und jenen Mut, den man bei uns lernen mußte. Und so konnte dann auch die Rückkehr ins Gewesene als realistischer Kompromiß erscheinen. Das Bedürfnis nach fundamentaler Veränderung wird dort entstehen, wo schon mal Leben in und aus einem anderen Bedürfnisland geschmeckt werden kann. Und wo das so gut schmeckt, daß die anderen Bedürfnisse recht alt dabei aussehen.

Bei der Aufarbeitung des Realsozialismus hört man jetzt oft den Begriff Gebrauchswert. Der Realsozialismus war Aufhebung des Warenverhältnisses und insbesondere Aufhebung des passivierenden Warenfetischs sowenig wie die Marktwirtschaft. Eine gebrauchswertorientierte Gesellschaftlichkeit wäre eine, die das Prinzip Eigeninitiative/Selbstbestimmung als erste prioritär setzt und nicht die traditionelle Bedürfnisbefriedigung. Selbstbestimmung - das spricht nicht nur von einer Andersorganisation der individuell-subjektiven Semantik. Wo eine solche neue Mentalität entsteht, bekommen die Konsumbedürfnisse einen ganz anderen Stellenwert, weil die persönliche und soziale Tätigkeit eine ganz andere Art von Bedürfnisbefriedigung ist als die Konsumarbeit. Die Konsumorgien, die ökonomischen Wucherungen, zerstören die Welt. Ich kann mir nicht vorstellen, daß dieser Text mittelfristig nicht diskutierbar sein soll.

Dellwo: Hermann, du scheinst beeindruckt von unserem Optimismus?

Gremliza: Beeindruckt? Erschlagen. Das ist kein Optimismus. Wir reden von verschiedenen Welten.

Dellwo: Ich gehe nicht davon aus, daß von diesem System noch eine positive Entwicklung zu erwarten ist. Selbst wenn sie wollten - es ist materiell nicht möglich. Es geht aber gleichzeitig um die Selbstbehauptung des Menschen. Ihr redet viel von der Linken und meint damit die politische Linke, die aus der 68er Bewegung hervorgegangen ist. Aber der Widerspruch jetzt geht weit über das hinaus, was man die Linke nennen kann. Würdet ihr die Leute in der Hamburger Hafenstraße oder in der Mainzer Straße in Berlin Linke nennen? Ich sehe das anders. Vielleicht kann man den ganzen Begriff »Linke« nicht mehr anwenden.

Ebermann: Vielleicht haben wir jetzt eine Zeit, in der nichts anderes möglich ist, als daß ein paar Leute versuchen, emanzipatorisches Gedankengut über die Jahre zu retten.

Dellwo: Was ich bei Robert Kurz gut verstanden habe, ist der Unterschied zwischen der Zeit des Fordismus, der noch massenhaft die Leute eingesaugt hat, und der heutigen Zeit der Automation, wo die Leute massenhaft auf die Straße geworfen, als definitiv unbrauchbar weggestellt werden. In der ehemaligen DDR beispielsweise werden alle, die über 45 sind, nicht mehr gebraucht und mit Umschulungs-, ABM- und Sozialprogrammen so lange ruhiggestellt, bis sie zu alt sind, noch Widerstand zu leisten. Ist das nicht eine Sache, aus der noch etwas entstehen kann?

Ich will jetzt nicht fragen: Wo ist hier ein revolutionäres Subjekt? Früher hat man das erst in der Dritten Welt gesucht, dann bei den Marginalisierten - ich habe dazu mal gesagt: Guck in den Spiegel, dann siehst du ein revolutionäres Subjekt oder du siehst keins. Die Frage an uns heißt: Können wir an uns etwas entwickeln, woran andere etwas wiedererkennen. Erst wenn wir das verneinen müßten, befänden wir uns in einer Niederlage.

Ebermann: Wenn ich das so höre, muß ich an Poder Popular, an Volksmacht denken: Räume schaffen, in denen der ideologische wie der materielle Einfluß der Herrschenden begrenzt ist. Und deshalb muß das Wort Hafenstraße, weil es das sinnfälligste Beispiel zu sein scheint, auch immer fallen, wobei ein bißchen von dem abstrahiert werden muß, was dort jetzt real los ist. Die werben inzwischen für sich als Pippi Langstrumpf.

Dellwo: Ich weiß das nicht.

Gremliza: Mir scheint, die Hafenstraße funktioniert heute als relativ erfolgreicher Modellversuch sozialer Selbsttherapie.

Taufer: Hängt das nicht damit zusammen, daß der Emanzipationsprozeß auch dort ziemlich oberflächlich geblieben ist? Und hat das nicht auch mit eurem Pessimismus zu tun? Sicher, ich sehe auch, daß die Linke stagniert. Aber es hat doch in den letzten 25 Jahren einen sehr kräftigen, sehr vielfältigen, sehr originären linken Prozeß gegeben, einen Prozeß, der immer und immer wieder vom Staat enteignet worden ist. Die Fähigkeit, gesellschaftliche Innovationen zu konzipieren und voranzutreiben, hat nach 1945 nur die Linke bewiesen, und heute sind solche gesellschaftsinnovatorischen Initiativen wieder fällig. Leute von rechts, wie etwa Rohrmoser, sehen die Lage des Systems viel pessimistischer als die Linke. Die Linke aber sitzt da und beweint ihre Niederlage.

Gremliza: Bedingung für alles ist, daß man die Realität, auch wenn sie weh tut, wenigstens zur Kenntnis nimmt. Real ist eine Niederlage, und nur wer sich an dieser Erkenntnis nicht vorbeimogelt, wird in der Lage sein, aus ihr zu lernen, indem er die eigenen Fehler erkennt, die vermeidlichen, aber auch die unvermeidlichen, die die Übermacht der Herrschenden erzwungen hat.

Dellwo: Muß das unbedingt »Niederlage« heißen? Wir sprechen von einer Grenze, an die wir gestoßen sind. Wir haben natürlich auch mehr gewollt. Dennoch haben wir unheimlich wichtige Erfahrungen gemacht. Und wir haben uns gehalten. Das war nicht einfach, aber es geht.

Ebermann: Ich habe einen abgrundtiefen Haß auf das ganze Gesocks, das zu jeder Scheiße sagt, es lägen in ihr »Chancen und Gefahren«. Daß wir uns überhaupt streiten über »Grenze« oder »Niederlage« und daß wir dabei so vehement werden, liegt daran, daß das Wort »Chancen und Gefahren« der Schlüssel für alle Schweinereien ist.

Folkerts: Aber was hat das mit uns zu tun?

Gremliza: Bis heute nichts.

Taufer: Richtig ist natürlich, ob man es nun Grenze oder Niederlage nennt, daß es darauf ankommt, ein selbstbewußtes, aber auch aufrichtiges und selbstkritisches Verhältnis zur eigenen Geschichte zu gewinnen.

Folkerts: Der Anlaß für dieses Gespräch ist die Erklärung der RAF. Das wesentliche daran ist, *daß* dieser Schritt gemacht wurde. Das sollte euer Thema sein und weniger die Kritik an einzelnen Punkten.

Gremliza: Ich kritisiere die Erklärung noch gar nicht, sondern ich versuche herauszukriegen, was sie bedeutet. Was bedeutet es, wenn die RAF ihre Angriffe auf Personen einstellt? Was wird die RAF stattdessen tun? Würde es die RAF, wenn die Gefangenen freigelassen würden, weiterhin geben und als was? Aus der Erklärung erfahre ich nichts dazu.

Folkerts: Das kann man heute nicht sagen. Das ist ein offener Prozeß.

Gremliza: Aber die Entscheidung der RAF, den bewaffneten Kampf einzustellen, ist auch eure Entscheidung?

Folkerts: Dahinter gehen wir auch nicht zurück. Aber wenn du den Text liest, weißt du, daß er einen Anfang und ein Ende hat. Man kann sich aus der Situation nicht voluntaristisch herauskatapultieren. Der Übergang ist selbst materieller Kampfprozeß, der entscheidet, welche Möglichkeiten man eröffnen kann. Somit ist auch an alle etwas zurückgegeben: die Verantwortung für die Veränderung der Situation.

Gremliza: Für Kinkels »Versöhnung«?

Folkerts: Das Wort »Versöhnung« ist völlig falsch. Die Widersprüche sind antagonistisch, sie haben uns hervorgebracht, und sie werden auch in Zukunft antagonistisch bleiben. Die RAF hat mit ihrer Erklärung politisch offen gemacht, in welchen Formen und in welcher Schärfe die Widersprüche ausgetragen werden.

Gremliza: Wenn die Gefangenen keine Versöhnung wollen, also dem Staat nichts anbieten, bleibt die Frage der Freilassung allein dem Kalkül der Herrschenden überlassen: Ob sie euch, sicherheitshalber, lieber im Knast haben wollen oder ob sie für die Hoffnung, einmal wieder ohne Leibwächter mit ihrem Fiffi Gassi gehen zu können, euch rauslassen. Das haben Herr Kinkel, Frau Vollmer und Herr Waigel mit ihrer Klientel auszuhandeln - die Linke ist da nicht gefragt.

Folkerts: Es hat tatsächlich Einfluß von seiten der Wirtschaftselite gegeben. Zwanzig Jahre haben sie diesem Staatsschutzapparat Geld und Macht in den Rachen geworfen, ohne daß er das versprochene Ergebnis bringen konnte. Das ging so weit, daß Großkonzerne dem BND Barschecks schickten, mit denen Geheimoperationen finanziert werden sollten, in denen Söldner - neben dem offiziellen Apparat - RAF-Mitglieder im Ausland aufspüren und liquidieren sollten. Präsident des BND in jenen Jahren war u.a. Kinkel.

Gremliza: Mag sein, daß sie mit euch nicht so gut fertig geworden sind, wie sie es sich gewünscht haben. Aber ihr werdet uns nicht sagen wollen, daß es sich bei der RAF-Erklärung um die Kapitulationsurkunde des Staates vor der RAF handelt?

Folkerts: Es ist keine Selbstüberschätzung, nach 22 Jahren festzustellen, daß sie die RAF nicht zerstören konnten. Die RAF ist handlungsfähig, und sie hat gezeigt, daß sie politisch agieren kann. Von der Gegenseite kann man das nicht sagen.

Dellwo: Ich finde, daß sich die Erklärung doch primär an die Linke richtet - mit der Frage, ob wir heute, anders als Mitte der siebziger Jahre, als das nicht möglich war, in anderen Kämpfen einen Zusammenhang herstellen können. Wenn wir das können, dann können wir auch dieses »Kriegsverhältnis« mit dem Staat erst mal auflösen, und das bietet dann der anderen Seite die Möglichkeit, das Verhältnis zu uns zu ändern. Wenn das *nicht* möglich ist, wenn keiner was tut und alle nur jammern, werden wir uns fragen müssen, was wir dann machen. Wir sagen zu dieser Linken: Wir alle haben in den letzten 25 Jahren etwas versucht, wir haben alle bestimmte Erfahrungen gemacht, laßt uns jetzt mal ein Resümee daraus ziehen.

Gremliza: Worin soll die politische Antwort des Staates bestehen?

Dellwo: Freiheit für alle Gefangenen.

Gremliza: Gibt es Bedingungen für die Art der Freilassung? Müßte es eine Amnestie sein?

Dellwo: Die Form ist für mich zweitrangig, solange in einem überschaubaren Zeitraum alle Gefangenen freikommen. Was es mit uns nicht geben wird, sind Regelungen wie Freilassung nach 15 Jahren, daß also manche noch fünf oder zehn Jahre im Knast sitzen würden. Auf welche Weise das die andere Seite machen will, ist deren Sache. Ich will mich nicht mit deren normativen Problemen befassen.

Gremliza: Lassen sich die Gefangenen irgendwelche Bedingungen stellen?

Dellwo: Die versuchen uns zu zwingen, daß wir unsere eigene Geschichte leugnen und verwerfen. Sie wollen ein Bekenntnis für ihre Herrschaft. Und damit nicht genug, wie das Anhörungsverfahren zu Günter Sonnenberg gezeigt hat. Günter war nach seinem Kopfschuß in der gleichen Situation wie Rudi Dutschke. Er mußte alles neu lernen. Sie haben ihn jahrelang in die Isolation gesteckt. Er hat nicht nur gegen die Isolation, sondern auch gegen seine Verletzungsfolgen kämpfen müssen. In vielen Hungerstreiks, die er ja alle mitgeführt hat, ist es darum gegangen, daß er mit anderen

zusammengelegt wird, zum Sprechenlernen, gegen seine Epilepsie-Anfälle, einfach, daß er einen Genossen um sich hat, dem er vertrauen kann. Das war schon aus medizinischer Sicht begründet. Sie haben ihm daraufhin irgendwann einen Fernseher auf die Zelle gestellt und gesagt, damit könne er sich ja auseinandersetzen. Sie wollten ihn kretinisieren. Jetzt beim Anhörungsverfahren sagen sie ihm: Sie können sich selbst artikulieren, Sie machen auch körperlich einen guten Eindruck, da müssen Sie doch zugeben, daß wir Sie gut behandelt haben. Er sollte die ganze Schweinerei, die sie mit ihm gemacht haben, jetzt leugnen und sich auch noch bedanken. An Zynismus mangelt es denen nicht.

Folkerts: Und dann haben sie, die angeblich keine politischen Gefangenen kennen, von Sonnenberg ausschließlich politische Stellungnahmen zur RAF-Erklärung verlangt. Zu Bernd Rössners Haftunfähigkeit meinte die Bundesanwaltschaft Anfang April, daß er nach 17 Jahren noch weiter inhaftiert bleiben müsse, um einen »Gesinnungswechsel« zu erreichen. Zu Ali Jansen schrieb das OLG Frankfurt Mitte April: »Die langjährige Asthmaerkrankung mag zwar seine Strafempfindlichkeit erhöhen. Eine daraus sich ergebende Sinneswandlung ist jedoch nicht feststellbar.«

Das alles zeigt, daß die Staatsschutzjustiz keine Instanz sein kann. Auch das müßte aus der Vergangenheit klar werden: Stammheim steht weltweit nicht für den gelungenen Versuch, Fundamentalopposition mittels Justiz zu eliminieren und die Auseinandersetzung zugleich zu entpolitisieren.

Dellwo: Auch wenn sie vor allem das wollen, bin ich nicht bereit, meine Vergangenheit zu verwerfen. Wenn wir heute auch sagen, wir sind an eine Grenze gestoßen, finde ich es richtig, daß die RAF entstanden ist; es gibt eine historische und eine moralische Legitimation, hier in dieser Gesellschaft den bewaffneten Kampf geführt zu haben.

Folkerts: Wir wundern uns natürlich nicht, daß die auf diesem Punkt so sehr bestehen: Sie gehen davon aus, daß, wer die Geschichte definiert, auch Gegenwart und Zukunft bestimmt. In ihrem Universum aus Geld und Ware soll nichts anderes bestehen. In diesem Wahn befangen, halten sie sich für den Endpunkt der Geschichte, aber kein einziges gesellschaftliches Problem können sie auch nur ansatzweise vernünftig lösen.

Ebermann: Was ihr beide da erklärt, kommt mir zu untaktisch vor.

Dellwo: Das mag sein, aber das müssen sie hinnehmen. Wir können hier nicht taktieren. Sie können sagen, daß sie uns zu Recht bekämpft haben und bekämpfen mußten - das alles interessiert mich nicht. Aber sie müssen akzeptieren, daß sie unser Selbstverständnis nicht haben brechen können. Wenn sie das nicht hinnehmen, sehe ich keine Möglichkeit, wie es zu einer Lösung kommen soll. Wir werden mit denen nie zu einer gemeinsamen Sicht der Dinge kommen.

Ebermann: Das Wort Kapitulation schreckt mich nicht. Wenn man einer Übermacht unterliegt, ist Kapitulation das Vernünftigste. Wenn eine Übermacht da ist, wie Lenin sie aus Anlaß des Friedens von Brest-Litowsk beschrieb, dann muß man gegen alle die Schwätzer vorgehen, die die heldenhafte Pose verlangen.

Taufer: Es geht nicht um die heldenhafte Pose, sondern es geht um unsere Geschichte. Wir haben nicht 18 Jahre gekämpft, um dann diese Geschichte wegzuschmeißen - bei aller notwendigen Aufarbeitung und Kritik unserer Fehler.

Folkerts: Sie wollen uns und unsere Geschichte nach wie vor auslöschen.

Dellwo: Ich kann das ganz einfach nicht, ich kann da nicht hingehen und mich taktisch äußern. Wenn sie es darauf ankommen lassen und solche Anforderungen stellen, dann kann man nur zu seiner Sache stehen. Es hat immer zu wenig Leute in dieser Linken gegeben, die auch mal ihren Kopf für etwas hinhalten. Ich meine das ganz undramatisch. Ich laß mir von denen auch keine moralischen Vorhaltungen machen. Wir haben eine andere Moral.

Ebermann: Das ist wahr, keiner, der in einer Lebenssituation ist wie zum Beispiel ich, weiß genau, was politische Differenz etwa zu euch war und was Rücksichtnahme auf die eigene Sicherheit. Die ganze Geschichte der Linken und der RAF war niemals nur eine Geschichte der politischen Differenz, sondern immer auch eine Geschichte vorhandener oder fehlender Bereitschaft, das, was man für richtig hält, auch zu tun. Die Bereitschaft zur Konsequenz muß unbedingt verteidigt werden gegen die Propaganda, daß der Erfolg das alleinige Kriterium für politisches Handeln sei. Wenn wir das nicht tun, werden wir zukünftig auch das nicht mehr machen können, was sehr individuell getan werden müßte. Es gibt ja immer wieder Situationen, wo man am großen Lauf der Geschichte gar nichts ändern kann und dennoch sehr unterschiedliche Möglichkeiten des persönlichen Verhaltens hat. Beispiel Nationalsozialismus: Da konnte man bestimmt keine erfolgversprechende Gegenmacht organisieren. Aber man konnte einen Verfolgten verstecken, und man hätte dieses Verstecken weit überhöht, wenn man gesagt hätte, man arbeite damit gerade an dem Projekt, Hitler zu stürzen. Man konnte es bloß tun oder lassen.

Taufer: Das ist ein wichtiger Punkt. Es geht nicht nur um unsere Situation, wenn wir auf einer korrekten und kritischen Aufarbeitung unserer Geschichte bestehen. Es geht auch um die Linke draußen. Und wenn du den Frieden von Brest-Litowsk anführst: Der taktische Kompromiß, den Lenin da gemacht hat, war nicht nur eine Entlastung für die Oktoberrevolution, er war auch eine Belastung für andere. Wenn wir den Frieden machen würden, den man von uns verlangt, wäre das langfristig auch eine Belastung für die Linke.

Konkret 06/92, S. 20

Rote Armee Fraktion

»Rücknahme der Eskalation«

KONKRET dokumentiert die Erklärung der RAF vom 10. April 1992, in der sie ankündigt, »Angriffe auf führende Repräsentanten aus Wirtschaft und Staat« einzustellen. Zu einem Satz der Erklärung erhielten wir eine Änderung gegenüber der bislang veröffentlichten Version

An alle, die auf der Suche nach Wegen sind, wie menschenwürdiges Leben hier und weltweit an ganz konkreten Fragen organisiert und durchgesetzt werden kann.

Das ist auch unsere Suche. Es gibt tausende Probleme, die auf dem Tisch liegen und nach Lösungen schreien und die, wenn sie nicht bald angepackt und gelöst werden, die ganze Menschheit in die Katastrophe führen. Sie alle sind entstanden durch das kapitalistische Prinzip, daß nur Profit und Macht zählen und die Menschen und die Natur dem untergeordnet sind.

Wir, die RAF, haben seit 89 angefangen, verstärkt darüber nachzudenken und zu reden, daß es für uns wie für alle, die in der BRD eine Geschichte im Widerstand haben, nicht mehr so weitergehen kann wie bisher. Wir haben überlegt, daß es darum geht, neue Bestimmungen für eine Politik herauszufinden, die tatsächliche Veränderungen für das Leben der Menschen heute durchsetzen kann und die längerfristig den Herrschenden die Bestimmung über die Lebensrealität ganz entreißt. Dafür ist es notwendig, sich die eigene bzw. gemeinsame Geschichte aller im Widerstand anzusehen, darüber nachzudenken, was wir falsch gemacht haben und was wichtige Erfahrungen waren, die wir oder andere gemacht haben, und welche Bedeutung sie für die Zukunft haben können.

Ausgangspunkt war: 1. Die Tatsache, daß wir alle vor einer veränderten Situation im weltweiten Kräfteverhältnis standen - die Auflösung des sozialistischen Staatensystems, das Ende des Kalten Krieges. Wir waren damit konfrontiert, daß die Vorstellung, im gemeinsamen internationalen Kampf einen Durchbruch für Befreiung zu schaffen, nicht aufgegangen ist. Die Befreiungskämpfe waren insgesamt zu schwach, um gegen die auf allen Ebenen ausgeweitete Kriegsführung des Imperialismus durchzukommen.

Der Zusammenbruch der sozialistischen Staaten, der seine Ursache wesentlich in den im Innern ungelösten Widersprüchen hatte, hat katastrophale Auswirkungen für Millionen Menschen weltweit und hat alle, die rund um den Globus um Befreiung kämpfen, auf sich selbst zurückgeworfen. Aber dadurch hat sich für alle die Notwendigkeit nochmal deutlicher gezeigt, daß die Kämpfe um Befreiung nur aus dem Selbstbewußtsein der eigenen, speziellen Geschichte der Völker, den authentischen Bedingungen und Zielen entwickelt werden können. Und nur daraus kann eine neue internationale Kraft entstehen. Das haben viele GenossInnen aus dem Trikont in die Diskussionen eingebracht und sie haben dort Anfänge einer ganz neuen Politik gefunden und umgesetzt - das werden wir hier auch. Darin sind wir mit ihnen verbunden.

2. Wir selbst waren damit konfrontiert, daß wir so, wie wir in den Jahren vor 89 Politik gemacht haben, politisch nicht stärker sondern schwächer geworden sind. Wir haben aus verschiedensten Gründen keine Anziehungskraft mehr für die Menschen hier entwickelt, die gemeinsames Handeln möglich macht. Als einen zentralen Fehler haben wir gesehen, daß wir viel zu wenig auf andere, die hier auch aufgestanden waren, zugegangen sind; und auf die, die noch nicht aufgestanden waren, gar nicht. Uns ist klar geworden, daß wir die Leute suchen müssen, und daß es so nicht weitergeht, daß wir als Guerilla alle Entscheidungen allein treffen und erwarten, daß die anderen sich an uns orientieren. Wir haben das zwar oft anders formuliert, aber die Realität war so.

Wir hatten unsere Politik ganz stark auf Angriffe gegen die Strategien der Imperialisten reduziert und gefehlt hat die Suche nach unmittelbaren positiven Zielen und danach, wie eine gesellschaftliche Alternative hier und heute schon anfangen kann zu existieren. Daß das hier möglich ist, daß es geht, so etwas anzufangen, haben uns die Erfahrungen, die andere erkämpft haben, gezeigt. Die Verhältnisse zu den Leuten, mit denen wir am meisten zu tun hatten, waren aber in erster Linie darüber bestimmt, gemeinsam zum Angriff zu kommen. Deshalb gab es in der Bestimmung gar nicht den Raum, daß sie eigene soziale Werte in ihrem Alltag und mit vielen zusammen entwickeln und leben konnten. Nur daraus hätten wir zusammen zu einer Politik kommen können, die für mehr Menschen, auch für welche, die außerhalb der verschiedenen Scene-Ghettos leben, erfahrbar macht, daß die Kälte und Ohnmacht im Imperialismus nicht Schicksal wie Naturgewalt ist, sondern da aufhört, wo Menschen ihre Bedürfnisse, ihre Solidarität gemeinsam umsetzen und das hier und heute anfangen zu leben.

Daraus hatten wir die Konsequenzen gezogen und zwei Jahre lang einen parallelen Prozeß von Neubestimmung und praktischen Interventionen versucht. Wir dachten, wir könnten dadurch, wie wir unsere Aktionen bestimmen und wie wir reden, von uns aus ein neues Verhältnis schaffen und dadurch die notwendigen Voraussetzungen für eine gemeinsame Diskussion und daraus eine gemeinsame Perspektive mit viel mehr Menschen und Gruppen möglich machen. Daß wir unseren Prozeß nicht nachvollziehbar, sondern nur bruchstückhaft als Ergebnis unserer Diskussion in den Erklärungen und

Briefen vermittelt haben, war ein Fehler. Und das hier ist auch nur ein Anfang und wir werden demnächst über alles genauer reden.

Nach diesen zwei Jahren ist uns klar geworden, daß es so nicht ausgereicht hat, daß wir so nicht den Raum aufmachen können für alles das, was wir jetzt und für die nächste Zeit am wichtigsten finden: die seit langem notwendigen gemeinsamen Diskussionen und den Aufbau von Zusammenhängen unter den verschiedensten Gruppen und Menschen; da, wo sie leben, ausgehend vom Alltag der Menschen in dieser Gesellschaft, aus dem für viele die Notwendigkeit drängt, ihre eigene Lage in die Hand zu nehmen und gemeinsam mit anderen nach Lösungen zu suchen. Wir denken, solche Zusammenhänge können die Basis werden von der Kraft, die wir Gegenmacht von unten genannt haben und die so noch nicht lebt. Solange eine solche gesellschaftliche Alternative zur Zerstörung und Verzweiflung im System nicht spürbar und greifbar existiert, werden es immer mehr werden, die ausgegrenzt und ohne Perspektive alleine bleiben, immer mehr, die an der Nadel verrecken oder in den Selbstmord getrieben werden usw. Und es wird dabei bleiben, daß immer mehr Leute den Faschisten hinterherlaufen.

Aus unseren Erfahrungen und aus den Diskussionen mit GenossInnen über alle diese Fragen, steht für uns heute fest, daß die Guerilla in diesem Prozeß von Aufbau nicht im Mittelpunkt stehen kann. Gezielt tödliche Aktionen von uns gegen Spitzen aus Staat und Wirtschaft können den jetzt notwendigen Prozeß im Moment nicht voranbringen, weil sie die gesamte Situation für alles, was in Anfängen da ist und für alle, die auf der Suche sind, eskalieren. Die Qualität solcher Angriffe setzt eine Klarheit darüber voraus, was sie an Veränderungen konkret in Gang setzen können. Diese Klarheit kann es jetzt, in einer Zeit, in der es für alle um ein Sichfinden auf neuer Grundlage geht, nicht geben. So verstehen wir das auch, wenn uns welche sagen, mit solchen Aktionen nehmen wir das Ergebnis doch schon vorweg.

Wir haben uns entschieden, daß wir von uns aus die Eskalation zurücknehmen. Das heißt, wir werden Angriffe auf führende Repräsentanten aus Wirtschaft und Staat für den jetzt notwendigen Prozess einstellen.

Dieser Prozeß von Diskussionen und Aufbau einer Gegenmacht von unten schließt für uns als einen ganz wesentlichen Bestandteil den Kampf für die Freiheit der politischen Gefangenen mit ein. Aus 20 Jahren Ausnahmezustand gegen die Gefangenen, Folter und Vernichtung, geht es jetzt darum, ihr Recht auf Leben durchzusetzen - ihre Freiheit erkämpfen!

Justizminister Kinkel hat mit seiner Ankündigung im Januar, einige haftunfähige Gefangene und einige von denen, die am längsten im Knast sind, freizulassen, das erste Mal von staatlicher Seite offen gemacht, daß es Fraktionen im Apparat gibt, die begriffen haben, daß sie Widerstand und gesellschaftliche Widersprüche nicht mit polizeilich-militärischen Mitteln in den Griff kriegen.

Gegen die Gefangenen haben sie seit 20 Jahren auf Vernichtung gesetzt. Die Kinkel-Ankündigung wirft die Frage auf, ob der Staat dazu bereit ist, aus dem Ausmerz-Verhältnis, das er gegenüber allen hat, die für ein selbstbestimmtes Leben kämpfen, die sich nicht der Macht des Geldes beugen, die eigene Interessen und Ziele entgegen den Profitinteressen formulieren und umsetzen. Also ob er Raum für politische Lösungen zuläßt (und wenn auch Vertreter aus der Wirtschaft dahingehend Druck auf die Regierung machen, kann das nur gut sein).

Wir werden uns genau ansehen, wie ernst der Kinkel-Vorstoß ist. Bis jetzt ist nicht viel davon zu sehen, außer daß Claudia Wannersdorfer nur einige Monate, bevor sie sowieso entlassen worden wäre, rausgekommen ist. Alle anderen Haftunfähigen - Günter Sonnenberg, Bernd Rössner, Isabel Jacob, Ali Jansen - sind noch immer drin. Und Irmgard Möller, nach 20 Jahren immer noch im Knast. An den Haftbedingungen hat sich bis heute nichts verbessert. Die 2/3-Anhörungen bei Norbert Hofmeier, Bärbel Perau und Thomas Thoene glichen Inquisitionen. Angelika Goder wird trotz ihrer Krankheit mit Knast bedroht. In der Ankündigung neuer Prozesse gegen Gefangene aufgrund der Kronzeugenaussagen drückt sich weiter das eiskalte Rachebedürfnis des Staates aus und das Ziel, Gefangene für ewig im Knast einzumauern. In der »Welt« wird mit Bezug auf das Stuttgarter Justizministerium der ungebrochene Vernichtungswille formuliert: Wenn es nach denen ginge, wäre bei Günter, der schon seit 15 Jahren haftunfähig gefangen gehalten wird, nur dann an eine Freilassung zu denken, wenn er sich widerstandslos den repressiven Knastschikanen unterwirft. »Renitenter Gefangener«, weil er solidarisch ist und mit seinen Freunden weiterhin zu tun hat. So hetzen sie gegen seine Freilassung. Das alles steht im krassen Widerspruch dazu, daß sich auf Seiten des Staates wirklich eine andere Haltung durchzusetzen beginnt.

Die Haftunfähigen und die Gefangenen, die am längsten sitzen, müssen sofort raus und alle anderen bis zu ihrer Freilassung zusammenkommen!

Das wird sich nicht nur am staatlichen Verhalten gegenüber den politischen Gefangenen zeigen. Es gibt auch andere Brennpunkte, an denen diese Weichenstellung ganz unmittelbar sichtbar wird. Da, wo die Kämpfe schon soweit sind, daß sie einen Raum durchgesetzt haben, wird es sich schnell zeigen, wie weit sie politische Lösungen zulassen oder auf Krieg

setzen. Zum Beispiel, ob sie den Leuten in der Hafenstraße nach 10 Jahren Kampf weiterhin ihre Existenzberechtigung streitig machen. Aber langfristig geht es ja um viel mehr:

Es gibt Kämpfe der sozialen Gefangenen gegen Sonderhaft und überhaupt gegen unmenschliche Bedingungen in den Knästen. Es darf nicht so laufen, daß die politischen Gefangenen aus den Vernichtungstrakten kommen, und danach andere hinein. Alle Isolationstrakte müssen geschlossen werden!

Es gibt Kämpfe um Zentren, um Lebens- und Wohnraum von vielen, die das heute hier nicht haben.

Es wird sich zeigen, inwieweit die Menschen in der Ex-DDR weiterhin im Schnellverfahren zu willenlosen Objekten in das kapitalistische System gepreßt werden sollen, oder sie Raum erobern können, die Entwicklung selbst zu bestimmen.

Es ist eine wichtige Frage, wie lange noch der Staat den Rassismus gegen die Flüchtlinge schüren und sie als »Untermenschen« behandeln kann, um sich und die Wirtschaft damit aus der Verantwortung für Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot, Altersarmut usw. zu ziehen. Und wie lange er noch diese Menschen wieder ins Elend zurückschicken kann, das er ständig mitproduziert.

Es ist seit langem Realität, daß die Bullen Faschisten schützen und Antifaschisten niederknüppeln, daß sie DemonstrantInnen in den Tod hetzen, wie Conny Wissmann, daß sie auf sie schießen, wie vor ein paar Monaten in Frankfurt, und Flüchtlinge mit Elektroschocks foltern usw.

Es ist die Frage, ob deutsche Soldaten wieder gegen andere Völker marschieren und wie lange denn noch faschistische Regimes mit Waffen und Unterstützung von hier die Bevölkerungen massakrieren können.

Vor allem daran, wie an allen diesen Fragen - und logisch ist das nicht vollständig hier - Kämpfe in der Gesellschaft entwickelt werden, wird sich entscheiden, wie weit hier ein politischer Raum für Lösungen erkämpft werden kann. Von allein werden sie an keinem Punkt zurückweichen, dafür wird immer gesellschaftlicher Druck und Kämpfe für unsere Forderungen notwendig sein.

Wir haben von uns aus jetzt mit der Rücknahme der Eskalation aus der Auseinandersetzung einen Schritt gemacht, um diesen politischen Raum aufzumachen. Jetzt ist die staatliche Seite gefragt, wie sie sich verhält; und weil das heute noch niemand weiß, wollen wir den Prozeß von Diskussion und Aufbau schützen. Wenn sie diejenigen, die diesen Prozeß für sich in die Hand nehmen, mit ihrer Walze aus Repression und Vernichtung plattmachen, also weiter auf Krieg gegen unten setzen, dann ist für uns die Phase des Zurücknehmens der Eskalation vorbei - wir werden uns das nicht tatenlos anschauen.

Wenn sie uns, also alle, die für eine menschliche Gesellschaft kämpfen, nicht leben lassen, dann müssen sie wissen, daß ihre Eliten auch nicht leben können. Auch wenn es nicht unser Interesse ist: Krieg kann nur mit Krieg beantwortet werden.

Rote Armee Fraktion

10.4.1992

Konkret 06/92, S. 22

Oliver Tolmein

Praktiker des starken Staates

Die Gefangenen aus der RAF wollen raus. Mit der Hoffnung auf ein Einlenken des Staates allein ist das nicht zu bewerkstelligen. Denn die »Kinkel-Initiative« zielt nicht auf Freiheit, sie ist die Fortsetzung der harten Linie in zeitgemäßerem Outfit

Lange Jahre wirkte er still und im Verborgenen, wie er es als Präsident des Bundesnachrichtendienstes gelernt hatte. Jetzt ist der ehemalige Geheimdienstchef ins Rampenlicht gerückt - nicht wegen seines im Off sorgsam vorbereiteten Aufstiegs zum Außenminister, sondern als Held der Inneren Sicherheit. Der effizienteste Anti-Terrorismus-Stratege seit Fahndungsgedenken - spätestens nachdem die RAF selbst in ihrer Erklärung zur Einstellung des bewaffneten Kampfes den Noch-Justizminister Klaus Kinkel wohlwollend-kritisch erwähnte (siehe Dokumentation auf Seite 20/21) zweifelt kaum noch jemand am Erfolg seiner counterinsurgency-Politik.

Nur nennt sie niemand so. Mit ein paar geschickt plazierten Statements hat sich Kinkel, ein erfahrener Praktiker des starken Staates, ausgerechnet als Anwalt einer »Versöhnung« mit der RAF ins Gespräch gebracht: Er hat damit ein Image gewonnen, das ihn bei den christsozialen Hardlinern zwar Punkte kostete, das sich für die Durchsetzung seines Zieles aber möglicherweise als nützlich erweisen wird.

Die Anfang des Jahres gewählte Rolle bildet allerdings einen bemerkenswerten Kontrast zu jener des vergangenen Jahres, als sich der Minister noch als wachsamer Hochsicherheits-Befürworter gefiel. »Der Bundesjustizminister wies auf die nach wie vor bestehenden Querverbindungen zwischen den RAF-Terroristen hin, die sich noch in Freiheit befinden, und denen, die in den Gefängnissen sitzen...«, referierte die »Süddeutsche Zeitung« im April 1991 Klaus Kinkel. Unter der Überschrift »Häftlinge beanspruchen RAF-Führung« teilte die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« eine Eingebung des Minister-Untergebenen Generalbundesanwalt von Stahl (ebenfalls FDP) mit, derzufolge »nach Erkenntnissen über ein illegales Infosystem der RAF in ‘ungebrochener Tradition` zu belegen sei, ‘daß die RAF überhaupt nicht daran denkt, als Gegenleistung für die Zusammenlegung ihrer Gesinnungsgenossen von bewaffneten Aktionen Abstand zu nehmen`«. Andere Blätter warnten aufgrund von Desinformationen aus der gleichen Quelle vor einem neuen Hungerstreik oder kündigten »drohende Anschläge« an.

Kurz vor dieser konzertierten Medienaktion war in Bonn die »Koordinierungsgruppe Terrorismusbekämpfung« gegründet worden, in der Justiz- und Innenbehörden, Polizeien und Geheimdienste konzeptionell und praktisch zusammenarbeiten. Ziel der geheimen Staatsdiskussion war neben der (theoretisch verbotenen) Zusammenführung von Polizei und Geheimdiensten: »Ständige und anlaßbezogene Presse- und Öffentlichkeitsarbeit zur Sensibilisierung der Bevölkerung«.

Haftentlassung und Versöhnung, Gnade im Staatsschutzinteresse - das brachte Klaus Kinkel Anfang 1992 genauso plötzlich und scheinbar unmotiviert in die Diskussion wie die »Zellensteuerungs«-Behauptungen des letzten Jahres. Die Motive für diese Kampagnen dürften im einzelnen schwer zu ergründen sein - ihre Folge jedenfalls war: Die RAF und ihre Politik blieben im Focus des öffentlichen Interesses, der Staat bestimmte die Perspektive und das Tempo der Diskussion, die Gefangenen und ihre Anwälte konnten nur reagieren. Voraussetzung für Kinkels Erfolg war die Mitwirkung der Medien. Sie nahmen die Stichworte folgsam auf und gaben, ganz vierte Staatsgewalt, ohne nachzufragen auch die wenig orginelle Erklärung weiter, daß der RAF am besten ein Ende zu bereiten wäre, wenn man die Haftsituation der Gefangenen verändere. Terrorismusbekämpfung ganz im Stil des Kleinen Krisenstabes 1977: die Gefangenen als Mittel zum staatstragenden Zweck; daß diesmal ihre Entlassung und nicht, wie im Deutschen Herbst, ihre Erschießung diskutiert wird, ist ein gravierender Unterschied - zur humanitären Geste macht er den vielgerühmten Vorstoß des Staatsapparates nicht. Vor allem deswegen nicht, weil die von den anlaßbezogen sensibilisierten Medien zur »Initiative« stilisierte Idee nichts anderes beinhaltet als den Vorschlag, auch Gefangene aus der RAF gemäß den Vorschriften der Strafprozeßordnung und des Strafgesetzbuches zu behandeln: Die eine sieht vor, daß Straftäterinnen und Straftäter nach Verbüßung von zwei Dritteln ihrer Haftzeit entlassen werden können, die andere schreibt vor, bei zu lebenslanger Haft Verurteilten nach 15 Jahren zu prüfen, ob ihre vorzeitige Entlassung möglich ist.

Entwickelt wurde die Idee, die Öffentlichkeit durch die zeitweise Rückbesinnung auf rechtsstaatliche Gepflogenheiten zu begeistern, in der alte Krisenstabstraditionen aufgreifenden »Koordinierungsgruppe Terrorismusbekämpfung«, die angeblich auch »hochkomplizierte Verhandlungen« mit Anwältinnen und Anwälten von Gefangenen aus der RAF in Gang gesetzt haben will. Klaus Kinkel setzt bei seiner Anti-Terrorismus-Politik voll auf Geheimdienstmethoden: Verhandlungen imVerborgenen und gezielte Öffentlichkeitsarbeit durch Streuung von Nachrichten und Gerüchten. Erklärtes Ziel der so in Gang gebrachten Debatte, die zwischen extremen und nicht ganz so extremen Staatssicherheits-Strategen geführt wird, ist es, die politische Schwäche der linksradikalen Szene und die Widersprüche unter den Gefangenen zuzuspitzen.

»Während Justizminister Klaus Kinkel über die Entlassung von prominenten RAF-Häftlingen nachdenkt, versuchen Hardliner die Pläne zu torpedieren«, behauptete der schon in Sachen »RAF in der Hafenstraße« von gewöhnlich

gutunterrichteter Seite präzise falsch informierte »Stern« und beschwor Unheil: »Offen ist auch, wie sich die knastinternen Auseinandersetzungen entwickeln und wie die Rest-RAF draußen auf diesen Riß durch die Gruppe reagiert. Kinkel befürchtet..., daß die RAF-Desperados im Untergrund einen letzten verzweifelten Versuch machen könnten, den Entlassunsgwilligen einen Strich durch die Rechnung zu machen. Der Minister: 'Ich rechne sehr stark mit einem neuen Anschlag.'«

An Wirkung sollte die »Initiative« auch dadurch gewinnen, daß ihr Initiator die Gefangenen und die Öffentlichkeit im Unklaren ließ, wann eigentlich was wo genau geplant war. Das ließ und läßt Spekulationen großen Raum und ermöglicht größte Flexibilität. Die Diskussion wird angeheizt, die Situation der Gefangenen aber kaum wirklich verändert. Was die staatstragenden Medien, routiniert in Sachen vorauseilenden Gehorsams, wie sie sind, nicht weiter berichtenswert finden. Die nationalliberale »Tageszeitung« kommentierte im Gegenteil schon wenige Tage nach den ersten Andeutungen des Ministers, als seien bereits Fakten geschaffen: »Die Entlassung einiger Häftlinge trägt zur Zivilisierung der Bundesrepublik bei.« Auch andere Redaktionen freuen sich so über die prinzipielle Versöhnungsbereitschaft des FDP-Politikers, daß sie seitdem geflissentlich übersehen, wie alles beim barbarischen alten bleibt: Isolationshaft für die allermeisten Gefangenen aus der RAF, Briefzensur, überwachte Anwaltsbesuche, Trennscheibe.

Es bedurfte eines Überraschungscoups der RAF, ihres Schreiben, in dem sie ankündigte, die bewaffneten Angriffe auf Führungskräfte aus Staat und Wirtschaft vorerst einzustellen, und der prompt darauf erfolgten zustimmenden Reaktion von Irmgard Möller im Namen der Gefangenen aus RAF und Widerstand, um überhaupt wieder etwas in Bewegung zu bringen. Wie weit das gehen wird, ob tatsächlich eine nennenswerte Anzahl der Gefangenen oder gar alle rauskommen, ist noch nicht ausgemacht. Klar ist aber: Jeder substantielle Erfolg muß dem Staatsapparat abgerungen werden und bedarf eines erheblichen öffentlichen Engagements.

Für Klaus Kinkel jedenfalls ist die Entlassung von Gefangenen von nachrangiger Bedeutung. In einer seiner letzten Amtshandlungen als Bundesjustizminister, der Gewährung eines »Spiegel«-Interviews, hat er unmißverständlich deutlich gemacht, daß Logik und Argumentation seiner »Initiative« ganz eigenen Gesetzmäßigkeiten unterliegen. Ausgerechnet an die seiner Gewalt ausgelieferten Gefangenen aus der RAF »appelliere ich daher dringend ebenfalls Gewalt abzulehnen... und sich auf die politische Auseinandersetzung zu verlegen«. Folgerichtig kündigt er an, daß auch künftig für Haftentlassungen das Ritual des formellen Abschwörens von Gewalt erhalten bleiben soll, und auf die Frage, welches deutliche Signal der Staat denn setzen wolle, um »die Walze aus Repression und Vernichtung« zu stoppen, antwortet Kinkel: »Sicher ist, daß das Gewaltmonopol beim Staat bleiben muß... Wir sind kein Nachtwächterstaat, sondern eine wehrhafte Demokratie.«

Eine wehrhafte Demokratie zeichnet sich dadurch aus, daß sie auch haftunfähige Gefangene nicht einfach freiläßt. Günther Sonnenberg wurde bei seiner Verhaftung schwer am Kopf verletzt. Mühselig mußte er wieder sprechen lernen, er leidet unter schweren epileptischen Anfällen und hat sein Kurzzeitgedächtnis fast vollständig verloren - er ist gezwungen, sich alles auf Zettel zu notieren, eine Schwäche, die dem LKA gelegen kommt, denn nun hat es Anlaß, Sonnenbergs Zelle in der JVA Bruchsal regelmäßig zu durchsuchen: Hier ist die Chance, irgendetwas Verwertbares zu finden, besonders günstig. Günther Sonnenberg sitzt trotz seines miserablen Gesundheitszustandes mittlerweile seit 15 Jahren im Knast. Die ihm regulär zustehende Prüfung auf Haftentlassung geriet zu einer einzigen Schikane: Die »unabhängige« medizinische Begutachtung wurde ausgerechnet vom ehemaligen Direktor des Gefängniskrankenhauses Hohen-Asperg durchgeführt. Dementsprechend fiel das Urteil aus: Sonnenbergs Verhalten in der Haft und seine schriftlichen Äußerungen in Briefen würden eine positive Prognose nicht erlauben. Einen eigenen Gutachter oder Vertrauensarzt zu benennen, wurde Sonnenberg verweigert. Erst infolge des RAF-Schreibens war Generalbundesanwalt von Stahl bereit, eine Haftentlassung Sonnenbergs zu befürworten. Voraussetzung dafür war, wie gehabt, eine formelle Gewaltverzichts-Erklärung. Eine Aussetzung der Reststrafe auf Bewährung, teilte von Stahl stolz mit, sei nun möglich, weil sich Sonnenberg »vorbehaltlos zum Verzicht auf Gewalt« bereit erklärt habe. So werden die, die nicht ausgestiegen sind, noch im letzten Moment »zwangsresozialisiert«. Ob Sonnenberg jetzt tatsächlich entlassen wird, ist allerdings weiter unklar - die letzte Entscheidung hat das Oberlandesgericht in Stammheim.

Bernd Rössner, seit 16 Jahren in Haft, ist trotz seiner schweren psychischen Krankheit und ihrer somatischen Folgen im Zuge der 15-Jahre-Haftprüfung nicht freigekommen. Ihm bleibt derzeit nur die Hoffnung auf den Gnadenweg. Die Situation der beiden anderen Gefangenen aus RAF und Widerstand, die gesundheitlich so schwer geschädigt sind, daß sie haftunfähig wurden (aber nicht so behandelt werden), wird im Rahmen der Kinkel-»Initiative« überhaupt nicht diskutiert. Isabel Jacob, seit 1985 im Gefängnis, kurzzeitig entlassen, weil sie an der Autoimmunkrankheit Morbus Basedow litt, ist, obwohl von Erblindung bedroht, wieder in Haft. Ali Jansen, seit 1988 gefangen, leidet unter zum Teil lebensbedrohlichen Asthma-Anfällen.

Aber nicht nur die Lage der haftunfähigen Gefangenen hat sich kaum verändert. Auch die Haftbedingungen der allermeisten der etwa 40 Inhaftierten haben sich trotz des Schreibens der RAF und der Reaktion von Irmgard Möller kaum verbessert. Zwar durften die Gefangenen in den Kleingruppen in Lübeck und Celle Interviews geben, in allen übrigen

Knästen aber existiert das Interviewverbot weiterhin. Auch Trennscheibe, Isolationshaft, Brief- und Zeitungszensur, Besuchsüberwachung, das gesamte über 40 Punkte umfassende Sonderhaftstatut für 129a-Gefangene ist nach wie vor in Kraft. Gegen mehrere der Inhaftierten laufen darüber hinaus aufgrund der Kronzeugen-Aussagen der in der DDR verhafteten ehemaligen Militanten neue Verfahren an - haben sie neue Verurteilungen zur Folge, wird das eine mögliche vorzeitige Haft-Entlassung um Jahre verzögern.

Auch draußen gehen die Staatsschutzbehörden wie bisher gegen das soge-nannte »Umfeld« vor. Ende 1991, Anfang 1992 wurden wegen verschiedener Publikationen Buchläden mit 129a-Durchsuchungsbeschlüssen heimgesucht. Der 4. Strafsenat des Oberlandesgerichts Celle erhob Anklage wegen Unterstützung einer »terroristischen Vereinigung« gegen 16 Leute, die letztes Jahr im Juli das Hannoveraner »Spiegel«-Büro aus Protest gegen dessen Berichterstattung zur angeblichen »Zellensteuerung« besetzt hatten.

Daß die Kronzeugenregelung als »bewährt« über die im Gesetz vereinbarte Zwei-Jahres-Frist hinaus aufrechterhalten werden soll, rundet dieses Bild ab. Folgerichtig wird auch nicht erwogen, die Hochsicherheitstrakte und Isolationszellen in den JVAs zu schließen - in ihnen werden heute längst auch andere Gefangene terrorisiert. Andere, für die RAF erfundene Mittel, wie die Trennscheibe, sind bereits ebenfalls in den »Normalvollzug« übernommen worden. Von einer Entspannung der Lage kann also keine Rede sein, sondern nur von einer Umstrukturierung im Polizei-Apparat. Klaus Kinkel hat das prägnant zusammengefaßt: »Denkbar ist auch, den Apparat der Sicherheitsbehörden, der ja erheblich aufgerüstet worden ist, wieder abzuspecken - zum Beispiel zugunsten einer effektiven Bekämpfung der organisierten Kriminalität.«

Der Staat ist versöhnungsbereit. Das liest man allerorten. Dann soll es wohl wahr sein. Aber der neue Außenminister hat dieses so menschlich klingende Programm mit einer eigenartigen Interpretation versehen. Versöhnung, so der Anti-Terrorismus-Theologe, setze keineswegs Schuld auf beiden Seiten voraus. Das zeige sich am Versöhnungswillen der Juden nach dem Krieg gegenüber dem einseitig schuldigen Deutschland. Der ehemalige Justizminister erweist sich als begnadeter Geschichtsrevisionist: Der NS-Nachfolgestaat Bundesrepublik Deutschland - heute ein Opfer einzigartig-bestialischer Verbrechen; die RAF-Mitglieder - Massenmörder, vergleichbar nur mit Himmler, Heydrich und Höß... Im Jahre 2 nach der Wiedervereinigung geht das glatt als liberale und aufgeklärte Politik durch.

Oliver Tolmein schrieb in KONKRET 5/92 über eine Reise zu den »Wolgadeutschen«

Konkret 06/92, S. 28

Willi Stoph; Martin Hirsch; Gabriele Heinecke

Der Fall Stoph

Willi Stoph, der letzte Vorsitzende des DDR-Ministerrats vor der Wende, sitzt seit Mai 1991 schwerkrank in Untersuchungshaft. Das Verbrechen, dessen er angeklagt ist, die Sicherung der Grenzen der DDR, heißt in der Sprache der Siegerjustiz »Anstiftung zum Totschlag« oder »Tötung durch Unterlassen«. Der »Schießbefehl«, der das belegen und an dem er mitgewirkt haben soll, unterscheidet sich nicht von dem Schießbefehl für Polizisten und Grenzbeamte der BRD - bis auf die Unterschrift Richard von Weizsäckers, die letzterer trägt. Willi Stoph hat zu seinem Verfahren eine Erklärung abgegeben, die sich von den Einlassungen seiner Genossen Mittag, Schabowski und Krenz angenehm abhebt. Er entschuldigt sich nicht für die Existenz der DDR und seine Arbeit für sie: »Verantwortlich fühle ich mich gegenüber der internationalen Arbeiterbewegung, aber nicht gegenüber der Justiz der BRD.« KONKRET dokumentiert seine Erklärung. Die Stoph-Verteidigerin und der kürzlich verstorbene Verfassungsrechtler Martin Hirsch kommentieren den Stand des Verfahrens

Willi Stoph

Erklärung

Das gegen mich eingeleitete Untersuchungsverfahren und die damit seit Mai 1991 verbundene Untersuchungshaft sind sowohl vom Völkerrecht als auch vom Recht der Bundesrepublik Deutschland her unrechtmäßig. Meine Verteidigerinnen haben gegenüber der Staatsanwaltschaft, den Gerichten und in der im November 1991 erhobenen Verfassungsbeschwerde darauf hingewiesen, daß es aus völkerrechtlichen Gründen der BRD nicht zusteht, über meine Tätigkeit als ein Repräsentant des Staates DDR zu richten, und daß auch die erhobenen Beschuldigungen unhaltbar sind. Das gegen mich eingeleitete Verfahren ist nichts anderes als politische Verfolgung mit den Mitteln des Strafrechts. Ich fordere darum meine sofortige Freilassung und die Einstellung des Verfahrens.

Als Gegenstand der Untersuchungen wurden angebliche Äußerungen, Handlungen oder Unterlassungen aus dem Jahre 1974 und später von Bürgern der Deutschen Demokratischen Republik gegenüber Bürgern der DDR auf dem Territorium des gleichen Staates, oder nur die Mitgliedschaft oder Teilnahme an Sitzungen bestimmter staatlicher oder anderer Stellen, die auf der Grundlage der Verfassung, der Gesetze und Verordnungen der DDR tätig waren, genommen. Die DDR war seit ihrer Gründung am 7. Oktober 1949 bis zu ihrem Ende nie ein Bestandteil der Bundesrepublik Deutschland und gehörte somit auch nie zum Geltungsbereich des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland. Sie war wie diese gleichberechtigtes Mitglied der UNO und als souveräner Staat weltweit anerkannt. Diese völkerrechtlich festgeschriebenen und dokumentierten Tatsachen werden seitens der Staatsanwaltschaft und der betreffenden Gerichte außer acht gelassen. In den Beziehungen der DDR mit anderen Staaten, darunter auch mit der Bundesrepublik Deutschland, galten auch die allgemein geltenden Prinzipien und Normen des Völkerrechts wie gegenseitige Nichteinmischung in die inneren und äußeren Angelegenheiten, Anerkennung bzw. Respektierung der bestehenden Grenzen und andere Prinzipien.

Alle Versuche der Justizorgane der Bundesrepublik Deutschland, jetzt, d.h. nach Beseitigung bzw. nach dem Ende der DDR, die politischen, staatlichen Entscheidungen der DDR und deren rechtmäßige Durchführung nachträglich zu kriminalisieren, die staatlichen rechtmäßigen Handlungen ins Gegenteil verkehren zu wollen, sind eindeutig völkerrechtswidrig und stehen auch in mehrfacher Hinsicht zum Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland in krassem Widerspruch. Entsprechend dem Recht der DDR hat die Regierung und habe ich als Vorsitzender des Ministerrates und auch als zeitweiliger Vorsitzender des Staatsrates sowie in den anderen mir übertragenen Funktionen gehandelt.

Völkerrecht und auch das Recht der Bundesrepublik Deutschland legen fest, daß Taten, Handlungen und Unterlassungen nach dem Recht zu beurteilen sind, das zu diesem Zeitpunkt in dem betreffenden Geltungsbereich gilt bzw. gegolten hat. In der bundesdeutschen Justiz wird der unrechtmäßige Versuch unternommen, diesen Grundsatz außer Kraft zu setzen. Mit der Schaffung der Ermittlungsstelle »Regierungskriminalität« soll die ganze Regierung der ehemaligen DDR kriminalisiert werden. Das heißt, daß politische Handlungen, die zum Zeitpunkt ihrer Ausführung legal waren, nachträglich von den Justizorganen eines anderen Staates untersucht und für Unrecht erklärt werden sollen. Tausende von Menschen, die ehrlich und rechtmäßig gearbeitet haben, werden nicht nur verunsichert und verdächtigt, sondern auch an den Rand der Gesellschaft gedrängt oder gar von ihr ausgestoßen.

Obwohl Äußerungen über meine politische Vergangenheit und Tätigkeit in der früheren DDR eigentlich nicht in dieses Verfahren gehören, will ich darüber etwas sagen, weil von verschiedenen Seiten - auch von bestimmten Justizorganen - Unwahrheiten, Verdrehungen und Verdächtigungen öffentlich verbreitet wurden.

Nach der Zerschlagung des nationalsozialistischen Deutschen Reiches, das ja durch seinen Eroberungs- und Angriffskrieg mit über 50 Millionen Toten, durch den barbarischen Ausrottungsfeldzug gegen die Juden und andere Völker mit weit über 6 Millionen toter unschuldiger Männer, Frauen und Kinder und anderer Verbrechen soviel Leid, Zerstörung, Hunger und Elend über die Menschheit gebracht hat, die auch in den Nachkriegsjahren ihre furchtbaren Folgen für viele Millionen

Menschen - darunter auch Millionen Deutsche - hatten, stellte ich mich in Berlin, meiner Heimatstadt, gemeinsam mit vielen anderen Antifaschisten für den demokratischen Neuaufbau zur Verfügung. Nicht durch unsere, schon gar nicht durch meine persönliche Schuld wurde Deutschland gespalten und all unsere und anderer Menschen Bemühungen, ein einheitliches demokratisches Deutschland aufzubauen, zunichte gemacht.

Nach der Bildung des separaten Staates in den westlichen Besatzungszonen (Bundesrepublik Deutschland) erfolgte einige Monate später im Jahre 1949 zwangsläufig die Gründung der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) in der bisherigen sowjetischen Besatzungszone. Alle Versuche in der Folgezeit scheiterten, die Vertiefung der Spaltung zu verhindern und die beiden deutschen Staaten einander näher zu bringen. Die Politik des Roll back, die später in der Nato den Namen »Vorneverteidigung« bekam, wurde viele Jahre praktiziert. Die Sowjetunion und ihre Verbündeten, zu denen die DDR gehörte, ergriffen notwendige Gegenmaßnahmen. Das Wettrüsten nahm seinen Lauf. In beiden deutschen Staaten standen sich die größten Militärkonzentrationen mit furchtbaren Massenvernichtungswaffen gegenüber. Die Grenze zwischen Nato und Warschauer Vertrag war zugleich die Staatsgrenze zwischen der DDR und der BRDeutschland. Der kalte Krieg verschärfte sich. Mein persönliches Wirken für bessere soziale, kulturelle und andere Lebensbedingungen für die Millionen arbeitender Menschen war eingebunden in die Arbeit und Entscheidungen der politischen Führung dieses Landes. Mit Nachdruck möchte ich jedoch betonen, daß dieser gesellschaftliche Prozeß nicht der Jurisdiktion der Bundesrepublik Deutschland unterstand und auch nicht nachträglich und rückwirkend unterstellt werden kann und darf. Daß die DDR schließlich gescheitert ist, hat viele nationale und internationale Ursachen. Wenn man die 40jährige Geschichte der DDR beurteilen will, so muß versucht werden, sowohl die positiven als auch die negativen Seiten zu bewerten. Ich war in meiner Arbeit bestrebt, zu einem besseren Leben für die Bürger des Landes meinen Beitrag zu leisten und mitzuhelfen, daß es der jungen Generation, die nicht den 1. und 2. mörderischen Weltkrieg miterleben mußte, besser geht.

Ich war und bin der Auffassung, daß jeder Mensch, der in unserem Lande auf unnatürliche Weise ums Leben gekommen oder auf andere Weise zu Schaden gekommen ist, zu beklagen ist. Das gilt auch und gerade für die Opfer an der Grenze. Ich meine damit die Grenzsoldaten, die in Ausübung ihres Dienstes starben und die Menschen, die versuchten, die Staatsgrenze zu überwinden.

Niemals habe ich irgendjemanden zum Totschlag angestiftet oder Beihilfe zum Totschlag geleistet. Die Behauptung, Erich Honecker habe in einer Sitzung des Nationalen Verteidigungsrates am 3. Mai 1974 unter dem Tagesordnungspunkt 4 »Bericht über die Lage an der Staatsgrenze der DDR zur BRD, zu West-Berlin und zur Seegrenze« erklärt: »Man muß alle Mittel und Methoden nutzen, um keinen Grenzdurchbruch zuzulassen und die Provokationen von West-Berlin aus zu verhindern«, und »nach wie vor muß bei Grenzdurchbruchsversuchen von der Schußwaffe rücksichtslos Gebrauch gemacht werden, und es sind die Genossen, die die Schußwaffe erfolgreich angewandt haben, zu belobigen...«, ist nicht zutreffend. Ich habe eine solche Äußerung weder jemals gehört noch ihr zugestimmt.

In der DDR ist trotz vieler ehrlicher Anstrengungen der Versuch mißlungen, mit und für die arbeitenden Menschen den Sozialismus und ein besseres Leben zu erringen.

Ich fühle mich selbstverständlich mitverantwortlich für die Politik der DDR und dafür, was aus dem von uns mitaufgebauten Staat geworden ist. Diese Verantwortung besteht gegenüber den Frauen und Männern, die mich gewählt oder mir auf andere Weise Vertrauen entgegengebracht haben. Verantwortlich fühle ich mich auch gegenüber der internationalen Arbeiterbewegung, in deren Reihen ich als Arbeiterkind seit meiner frühen Jugend stand. Eine Verantwortung trage ich als ehemaliger gewählter Repräsentant des souveränen Staates DDR aber nicht vor den Schranken der Justiz der Bundesrepublik Deutschland. Der gegen mich erlassene Haftbefehl ist umgehend aufzuheben. An die Staatsanwaltschaft richte ich die Forderung, dieses ausschließlich aus politischen Gründen initiierte und rechtsstaatlichen Maßstäben in keinem Punkt genügende Verfahren unverzüglich einzustellen.

Willi Stoph, Jahrgang 1914, ist seit 1928 Mitglied der kommunistischen Bewegung. Er war in verschiedenen Funktionen in der Regierung der DDR tätig, unter anderem als Vorsitzender des Ministerrates (1964-1973 und 1976-1989). Seit 21. Mai 1991 sitzt Stoph in Untersuchungshaft, zunächst im Haftkrankenhaus Berlin-Moabit, jetzt in der JVA Berlin-PlötzenseeR

G. Heinecke/M. Hirsch

Klassenjustiz und Schießbefehl

»Ich habe ja nichts gegen Klassenjustiz,

Mir gefällt nur die Klasse nicht, die sie macht.

Und daß sie noch so tut, als sei das Zeug Gerechtigkeit -

das ist hart und bekämpfenswert.«
Kurt Tucholsky

I.

Hätte die bundesdeutsche Justiz dieletzten 43 Jahre in der Verfolgung von Nazi-Verbrechen den gleichen Eifer an den Tag gelegt wie jetzt die Staatsanwälte des Ermittlungsstabes »DDR-Regierungskriminalität« - wir hätten heute eine andere Republik. Es deutet alles darauf hin, daß ein ehemaliger DDR-Richter der erste Richter nach 1945 sein wird, der wegen Rechtsbeugung verurteilt werden wird. Die von Nazi-Richtern so erfolgreich verteidigte Maxime »Was gestern Recht war, kann heute nicht Unrecht sein« wird ihm nichts nützen.

Es wird ungleich behandelt, und das muß einen Grund haben. Ist es die Rache für den verlorenen Krieg, für die Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse, mit denen mancher Journalist die laufenden Verfahren gegen die Vertreter der ehemaligen DDR verglichen hat? Ist es der Triumph des siegreichen neuen Deutschlands, der die bundesdeutsche Justiz über Repräsentanten eines anderen Staates in der alten und neuen Hauptstadt Berlin zu Gericht sitzen läßt?

Die Sachverhalte von Nürnberg und Berlin sind nicht vergleichbar. Bei der Verfolgung von Honecker, Stoph, Mielke, Streletz, Keßler und Albrecht geht es nicht darum, die für Millionen von Morden Verantwortlichen zur Rechenschaft zu ziehen. Die DDR hat weder andere Länder überfallen noch Völker gemordet.

Ermittelt wird gegen die oben genannten wegen Anstiftung zum Totschlag bzw. wegen Totschlags durch Unterlassen, d.h. wegen der Sicherung der Grenzen des Staates DDR durch bewaffnete Angehörige der Grenztruppen, die in vier Fällen zwischen 1983 und 1989 gegen Grenzverletzer die Schußwaffe mit tödlicher Wirkung eingesetzt haben. Nun ist die - auch militärische - Grenzsicherung das Recht jedes souveränen Staates, wenn auch gefragt werden mag, warum und wozu Grenzen geschützt werden.

Uns ist der Fall eines türkischen Staatsangehörigen bekannt, der in der BRD vor politischer Verfolgung und Folter in der Türkei Schutz suchen wollte. Mangels der Möglichkeit, an einen Paß und ein bundesdeutsches Einreisevisum heranzukommen, wählte er den Weg über die grüne Grenze nach Bayern. Er wurde von Angehörigen des BGS angeschossen, vor denen er nach seiner Entdeckung zu fliehen versucht hatte. Welches Rechtsgut schützte der BGS hier unter Einsatz seiner Schußwaffen? Wie ist es überhaupt mit ihrem Gebrauch? Der gezielte Todesschuß durch Polizeibeamte ist in der BRD Praxis, häufig wird zu seiner Rechtfertigung »Putativnotwehr« bemüht (vgl. die jährlichen Statistiken des Vereins zur Förderung des Instituts für Bürgerrechte & öffentliche Sicherheit in Berlin, zuletzt in CILIP 41, Nr. 1/1992). Statt diese Praxis zu unterbinden, wird daran gearbeitet, den »finalen Rettungsschuß« bundesweit zu vereinheitlichen.

Was hat die DDR veranlaßt, ihre Grenzen mit Waffen und Minen zu schützen? Was hatte sie zu verlieren? Nach dem 2. Weltkrieg wurden die drei Westzonen, also die spätere BRD, mit enormen Wirtschaftshilfen gefördert und konnten einen enormen wirtschaftlichen Aufschwung zustandebringen (das »Wirtschaftswunder«). Die Sowjetzone, also die spätere DDR, erhielt solche Unterstützung nicht, konnte sie von der durch die Hitler-Wehrmacht zerstörten Sowjetunion auch gar nicht erhalten. Die DDR war darüber hinaus der einzige Teil Deutschlands, der Reparationen für die angerichteten Schäden in der UdSSR leistete und seine Wirtschaft aus eigener Kraft aufbauen mußte. Die hierdurch entstandene Differenz im Wirtschaftsniveau und in der Lebensqualität weckten in manchem in der DDR ausgebildeten und hochqualifizierten Menschen den Wunsch, das erworbene Wissen und Können »marktgerecht« im Westen zu verkaufen.

Aus Sicht der Vertreter der ehemaligen DDR ist in einer existentiell bedrohlichen Lage, die durch den kalten Krieg, die Einbindung in die Entscheidungen des Warschauer Pakts und die Gefahr des Ausblutens und des ökonomischen Zusammenbruchs gekennzeichnet war, im Bau der Grenzsicherungsanlagen und deren Bewachung eine Lösung gesucht worden. Was hätte die BRD in vergleichbarer Situation getan? Einen Hinweis gibt die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichtes vom 16. Januar 1957 (BVerfGE 6, 32 ff.), die dem ehemaligen Oberbürgermeister und Oberstadtdirektor der Stadt Mönchengladbach, Wilhelm Elfes, den Paß und damit die Ausreise aus der BRD verweigerte, weil dieser in der Vergangenheit an dem »Kongreß der Völker für Frieden« in Wien und ähnlichen Veranstaltungen in Paris, Budapest und Ost-Berlin teilgenommen hatte. Die Ausreisefreiheit, so das Bundesverfassungsgericht, gilt nur »in den Schranken der verfassungsmäßigen Ordnung«.

II.

Der ehemalige Staatspräsident (1973-1976) und Vorsitzende des Ministerrates der DDR (1964-1973 und 1976-1989) Willi Stoph (77), wurde in der Nacht vom 20. zum 21. Mai 1991 in seiner Wohnung in Berlin festgenommen. Haftgrund: Fluchtgefahr. Dabei sind Paß und Konten beschlagnahmt worden. Der Mann ist auf ständige ärztliche Hilfe und Medikamente angewiesen. Obwohl sofort von der diensttuenden Ärztin des Polizeigewahrsams erklärt wird, er sei wegen seiner schweren Herz-Kreislauf-Erkrankung nicht haftfähig, dauert die Haft bis zum heutigen Tage an. Das haftprüfende

Kammergericht ist inzwischen dazu übergegangen, dem Beschuldigten Stoph vorzuhalten, daß die Möglichkeiten von Diagnose und Behandlung seiner lebensgefährdenden Krankheiten in der Haft viel besser seien, als vorher »draußen«.

Willi Stoph wird von der Staatsanwaltschaft beim Kammergericht Berlin vorgeworfen, an der Tötung von vier - zwischen 1983 und 1989 durch Schüsse von Grenzsoldaten der DDR an der Grenze zur BRD ums Leben gekommenen - Menschen beteiligt gewesen zu sein, indem er am 3.5.1974 in der 45. Sitzung des Nationalen Verteidigungsrates der DDR einer Erich Honecker zugeschriebenen Äußerung, »bei Grenzdurchbruchsversuchen an der Berliner Mauer sowie an der innerdeutschen Grenze sei nach wie vor von der Schußwaffe rücksichtslos Gebrauch zu machen«, zugestimmt habe. Dies sei der »Schießbefehl«, auf dessen Grundlage in der Folgezeit bis zum Jahre 1989 Flüchtende an der Grenze erschossen worden seien. Die Staatsanwaltschaft hat allerdings bisher weder eine Kausalitätskette benennen können, auf welchem Wege nämlich der Grenzsoldat von der angeblichen Äußerung Honeckers Kenntnis erhalten haben soll, noch waren sie oder die bisher mit der Sache befaßten Gerichte bereit zu berücksichtigen, daß seit dem Jahre 1982 ein durch die gesamte Volkskammer verabschiedetes »Grenzgesetz« (GBl. 1982 I, 197 ff.)1 galt, daß den Schußwaffengebrauch in Anlehnung an das westdeutsche Gesetz regelt.

Zweifelhaft ist schon, ob es die Äußerung Honeckers, die Grundlage der gesamten weiteren Konstruktion, jemals so gegeben hat. Im Protokoll jener Sitzung findet sich nichts darüber, weder Anordnung, Weisung, noch Befehl. Über die Haltung der anderen NVR-Mitglieder ergibt sich auch aus einer von dem Beschuldigten Streletz im Nachhinein aus dem Gedächtnis für den abwesenden Minister Hoffmann gefertigten »Niederschrift« lediglich, daß die Erklärung Honeckers »berücksichtigt« worden sei, als die »volle Zustimmung« dazu gegeben wurde, worum es eigentlich ging: einen Bericht des »Genossen Keßler«.

Je mehr Akten die Staatsanwaltschaft vorlegt, desto deutlicher wird: Es gibt keinen »Schießbefehl«. Geschossen wurde zwischen 1983 und 1989 auf Grundlage des Grenzgesetzes und dessen Ausführungsbestimmungen, über deren Inhalte eine Belehrung der Angehörigen der Grenztruppen stattfand. Das von der Staatsanwaltschaft geborene Phantom des Schießbefehls allerdings hat sich inzwischen, frei nach dem Grundsatz »Alle reden von mir, also bin ich« verselbständigt.

Schon im Haftbefehl vom 21.5.1991 wird aus der Erklärung Erich Honeckers ohne weitere Begründung eine »Anordnung«, entsprechend der in der Folgezeit auf Flüchtende geschossen worden sei. Dem Landgericht Berlin unter dem Vorsitzenden und ehemaligen Fluchthelfer Dr. Seidel will es nicht gelingen, eine Kausalität zwischen der Sitzung des NVR vom 3.5.1974 und den Todesschüssen an der Grenze herzustellen. Es konstruiert die nach DDR-Recht (und danach ist wegen des Grundsatzes »nulla poena sine lege« zu urteilen) nicht mögliche Version der Mittäterschaft durch Unterlassen. In Fortschreibung des Phantoms ist in der nächsten Instanz, im Kammergerichtsbeschluß vom 10.10.1991, dann zu bestaunen, wie aus der Erklärung des Beschuldigten Honecker zunächst wieder eine »Anordnung« wird, zu der die Mitglieder des NVR ihre Zustimmung bekundet hätten, die sich gegen Ende des Beschlusses gar in »Richtlinien des Nationalen Verteidigungsrates zum rücksichtslosen Schußwaffengebrauch« verwandelt. Und dabei ist es geblieben. Denn die im November 1991 erhobene Verfassungsbeschwerde wird mit Beschluß der 3. Kammer des 2. Senats (Berichterstatter ist der Ex-CDU-Staatssekretär und frühere Ankläger der Bundesanwaltschaft in RAF-Prozessen, Hans Hugo Klein) »nicht zur Entscheidung angenommen, weil sie keine hinreichende Aussicht auf Erfolg hat«.

Willi Stoph hatte mit der Verfassungsbeschwerde die Verletzung verschiedener Verfassungsbestimmungen gerügt:

1. Es ist völkerrechtlich fraglich, ob sich die bundesrepublikanische Gerichtsbarkeit überhaupt auf einen Repräsentanten eines anderen - wenn auch untergegangenen - souveränen Staates beziehen darf (vgl. Art. 25 GG; §20 Abs. 2 GVG; zur Immunität des Staatsratsvorsitzenden der DDR vgl. BGH St 33,97). Aus dem Prinzip der souveränen Gleichheit der Staaten folgt der Grundsatz der Immunität der Organe fremder Staaten. Die DDR war im Sinne des Völkerrechts ein souveräner Staat. Es ist unbestritten, daß ein Staatsoberhaupt vollständige Immunität in allen rechtlichen Fragen auf dem Gebiet eines anderen Staates genießt. Handlungen, die in der Eigenschaft als Staatsoberhaupt vorgenommen wurden, unterliegen auch nach Ablauf der Amtszeit weiter der Immunität. Ausgenommen sind nur Verletzungen des Kriegsrechts und (umstritten) Verbrechen gegen die Menschheit sowie Verbrechen gegen den Frieden. Die ehemalige DDR hat keine Aggressionsakte gegenüber anderen Ländern verübt. Das Engagement ihrer Vertreter im »Entspannungsprozeß« zwischen West und Ost wurde vielmehr international anerkannt und gelobt.

2. Das Strafrecht der BRD ist mit Beitritt der fünf neuen Länder auf das Gebiet der ehemaligen DDR ausgedehnt worden. Das gilt aber nur für die Zukunft, nicht für Handlungen, die während der Existenz der DDR stattgefunden haben. Art. 103 Abs. 2 GG legt fest, daß eine Tat nur dann bestraft werden kann, wenn ihre Strafbarkeit bereits zur Tatzeit gesetzlich bestimmt war. Zur Tatzeit galt das Recht der BRD für Taten von Bewohnern der DDR nicht. Es gab Ausnahmen, die den Schußwaffengebrauch aber nicht treffen. So ist jede der vorgeworfenen Taten an den Vorschriften des Grenzgesetzes von 1982 zu messen. Ebensowenig wie diejenigen, die den Bestimmungen des Grenzgesetzes folgten, können die bestraft werden, die diese Bestimmungen geschaffen haben. Ihr Verhalten war nach dem zur Tatzeit maßgebenden Recht der DDR nicht strafbar.

3. In Verletzung des Rechtsstaatsprinzips gründen die Beschlüsse der Gerichte im Verfahren Willi Stoph die Annahme des für die Rechtfertigung der Haft zwingend notwendigen dringenden Tatverdachts nicht auf Tatsachen, sondern auf Behauptungen, Vermutungen und verfälschte Wiedergabe des sich aus den Akten ergebenden Sachverhaltes. Weiter wird eine Haftverschonung trotz schwerster Herz-Kreislauf- und weiterer Erkrankungen, die - auch nach Stellungnahme des leitenden Anstaltsarztes - gefördert durch den Streß der Haft jederzeit zum Tod führen können, auch gegen Auflagen abgelehnt. Das Kammergericht behauptete dazu: »Dennoch würden dem Beschuldigten im Falle seiner Freilassung schon aufgrund seiner zahlreichen Verbindungen im In- und Ausland nach Überzeugung des Senats genügend Möglichkeiten zur Verfügung stehen,sich dem Verfahren erfolgreich zu entziehen.« Flucht im Krankenbett? Und wohin?

Der Vorprüfungsausschuß des Bundesverfassungsgerichtes hat sich der angesprochenen Verfassungsprobleme bündig entledigt: 1. »Mit dem Ende des Staates entfällt gleichzeitig der tragende Grund für die Gewährung der Immunität.« 2. Ein Verstoß gegen Art. 103 Abs.2 GG ist nicht ersichtlich. 3. Die Entscheidungen der Gerichte haben den dringenden Tatverdacht »mit einer zumindest vertretbaren Begründung und jedenfalls ohne Willkür dargelegt«. 4. »Zwar darf die Untersuchungshaft nicht fortgesetzt und ein Strafverfahren nicht weitergeführt werden, wenn die naheliegende konkrete Gefahr besteht, daß der Beschuldigte anderenfalls dadurch sein Leben einbüßen oder schwerwiegenden Schaden an seiner Gesundheit nehmen wird (vgl. BVerfGE 51, 324 346 ff.). Eine derartige Gefahr als Folge der Aufrechterhaltung der Untersuchungshaft und der Fortführung des Strafverfahrens hat das Kammergericht... in verfassungsrechtlich nicht zu beanstandender Weise verneint, falls entsprechende Vorsichtsmaßnahmen getroffen werden.«

In jenem 51. Band der Bundesverfassungsgerichtsentscheidungen hatte ebenfalls der 2. Senat mit Beschluß vom 19.6.1979 bei vergleichbarem Krankheitsbild ohne »Wenn und Aber« festgestellt, daß eine Aufrechterhaltung der Haft verfassungswidrig sei. In jenem Fall aber ging es um einen 71-jährigen Juristen und ehemaligen SS-Obersturmbannführer, dem vorgeworfen wurde, während des Polenfeldzuges an Erschießungen von Polen und Juden beteiligt gewesen zu sein und als Abwehrbeauftragter im Reichsministerium für Rüstung und Munition Tötungsverbrechen an Häftlingen des KZ Mittelbau/Dora begangen zu haben.

Es wird unterschiedlich behandelt, und das muß einen Grund haben - oder?

1)§ 27 GrenzG lautet:

»Anwendung von Schußwaffen

(1)Die Anwendung von Schußwaffen ist die äußerste Maßnahme der Gewaltanwendung gegenüber Personen. Die Schußwaffe darf nur in solchen Fällen angewendet werden, wenn die körperliche Einwirkung ohne oder mit Hilfsmitteln erfolglos blieb oder offensichtlich keinen Erfolg verspricht. Die Anwendung von Schußwaffen gegen Personen ist erst dann zulässig, wenn durch Waffeneinwirkung gegen Sachen oder Tiere der Zweck nicht erreicht wird.

(2)Die Anwendung der Schußwaffe ist gerechtfertigt, um die unmittelbar bevorstehende Ausführung oder die Fortsetzung einer Straftat zu verhindern, die sich den Umständen nach als ein Verbrechen darstellt. Sie ist auch gerechtfertigt zur Ergreifung von Personen, die eines Verbrechens dringend verdächtig sind.

(3)Die Anwendung der Schußwaffe ist grundsätzlich durch Zuruf oder Abgabe von Warnschüssen anzukündigen, sofern nicht eine unmittelbar bevorstehende Gefahr nur durch die gezielte Anwendung der Schußwaffe verhindert werden kann.

(4)Die Schußwaffe ist nicht anzuwenden, wenn

a)das Leben oder die Gesundheit Unbeteiligter gefährdet werden können,

b)die Personen dem äußeren Eindruck nach im Kindesalter sind oder

c)das Hoheitsgebiet eines benachbarten Staates beschossen würde.

Gegen Jugendliche und weibliche Personen sind nach Möglichkeit Schußwaffen nicht anzuwenden.

(5)Bei der Anwendung der Schußwaffe ist das Leben von Personen nach Möglichkeit zu schonen. Verletzten ist unter Beachtung der notwendigen Sicherheitsmaßnahmen Erste Hilfe zu erweisen.«

Gabriele Heinecke ist Verteidigerin von Willi Stoph. Martin Hirsch, Jahrgang 1913, war von 1971-1981 Richter am Bundesverfassungsgericht. Hirsch starb am 12. April 1992 in Berlin.

Konkret 06/92, S. 32

Wolfgang Schneider

Deutschlands Wiederkehr

Die Bemühungen von Politikern, Publizisten und Historikern, im Gerede über die Geschichte der DDR den Nationalsozialismus zum Verschwinden zu bringen, sind in eine neue Phase getreten - in die seiner Rehabilitierung. Ein Zwischenbericht

»Wir erleben jetzt die Wiederkehr Deutschlands.«
Arnulf Baring, 1991

Rascher noch, als zu befürchten war, und mit einer Konsequenz, die die Welt schon kennt, haben die wiedervereinigten Deutschen gezeigt, was in ihnen steckt und welche Motive ihr Handeln bestimmen. Frustriert von den Folgen politischer Entscheidungen, die sie gegen den Einspruch ihrer früh alarmierten Bündnispartner sämtlich doch selber trafen, verbittert ob der neuerlichen Erfahrung, daß die Erfüllung ihrer Träume sie nur noch unzufriedener macht, überzeugt also, in nichteinmal 60 Jahren bereits zum dritten Mal von fremden, jedenfalls finsteren Mächten verführt (Hitler & Goebbels), betrogen (Ulbricht & Honecker) und geleimt (Brüder & Schwestern) worden zu sein, agieren sie nun, als sähen sie die Welt am liebsten schon wieder im Zustand des Scherbenhaufens und als sei ihnen ansonsten alles egal. Hatten sie nicht geglaubt, daß die staatliche Einheit mit wachsendem Wohlstand nicht nur vereinbar, sondern geradezu dessen Voraussetzung sei? Und haben sie nicht gehofft, daß die Trümmer der Berliner Mauer jene schmachvolle Vergangenheit endgültig unter sich begraben würden, die sie trotz Bitburg, Weizsäcker und Historikerstreit noch immer nicht losgeworden sind?

Es ist nichts draus geworden, weder aus dem Wohlleben, das die einen sich versprachen, noch aus dem »Ende der Nachkriegszeit«, das als Datum ihrer Entlastung von historischer Verantwortung die anderen herbeisehnten. Denn so wie die Wiedervereinigung die reiche Bundesrepublik auf absehbare Zeit ruiniert und die Bevölkerung der ehemaligen DDR einem Wirtschaftssystem ausgeliefert hat, das sie als »verhunzt«, »verzwergt«, »völlig unbrauchbar« und »nicht weiter verwendbar« (Arnulf Baring) aussortiert, so machte nur wenige Wochen nach dem Zusammenschluß ihrer beiden Staaten der Golfkrieg den Deutschen klar, daß sie ihrer Geschichte keineswegs entkommen waren - haben sich nicht viele von ihnen verhalten, als habe der Angriff der verbündeten Streitkräfte auf den Irak in Wahrheit ihnen gegolten, und Dresden mit Bagdad identifiziert?

Auf diese doppelte Enttäuschung ihrer Erwartungen reagierten die Deutschen, als wollten sie dem Rest der Welt heimzahlen, was sie sich doch bloß selber eingebrockt hatten: aggressiv, haßerfüllt, voller Lust am Zerstören und kompensatorischer Überheblichkeit, mit der Mobilisierung jener Eigenschaften also, die sie gerade noch hatten vergessen machen wollen. Außenpolitisch forcierten sie die Zerschlagung der Sowjetunion und Jugoslawiens in einander befehdende völkische Haufen, forderten die Erweiterung ihres Einflusses in internationalen Organisationen, absolvierten eine ganze Serie rüder Auftritte (zu denen auch der Empfang des international geächteten Alt-Nazis Kurt Waldheim durch Helmut Kohl und dessen Attacke auf den Jüdischen Weltkongreß gehörten, der dagegen protestiert hatte) und begannen lauter denn je darüber nachzudenken, »ob der Verzicht Deutschlands auf Atomwaffen wirklich für alle Zukunft gilt« (Arnulf Baring) oder nicht doch Situationen vorstellbar seien, in denen die Deutschen sich »unter Bruch bestehender Verträge ... in den Besitz von Atomwaffen bringen (müßten)« (Rudolf Augstein). Im Inneren stimulierten und duldeten sie Gewalttätigkeiten faschistischer Banden gegen Ausländer, wählten rechtsradikale Fanatiker in die Landesparlamente und beschäftigten sich im übrigen damit, ein Bild der untergegangenen DDR zu zeichnen, hinter dem jene Vergangenheit zum Verschwinden gebracht werden soll, aus der sich auch ihre gegenwärtigen Ressentiments noch speisen.

Im Frühjahr ‘92 aber häufen sich die Hinweise darauf, daß sie’s beim Tünchen nicht belassen wollen. Zwar sind Politiker, Historiker und Publizisten auch weiterhin so unermüdlich wie erfolgreich damit beschäftigt, Auschwitz mit Bautzen, die Gestapo mit der Stasi und die 50 Millionen Toten des zweiten Weltkriegs mit der tröstlichen Annahme zu ‘bewältigen’, die DDR sei lediglich »viel zu klein und viel zu abhängig gewesen«, um Angriffskriege zu führen und andere Völker auszurotten, habe immerhin aber »zu jeder Zeit jene vergessenen Angriffskriege (bejaht), durch welche die Sowjetunion zustande kam« (Ernst Nolte). Doch scheint die Abgleichung der 6 Millionen ermordeten Juden mit den - welch Zufall! - »6 Millionen Stasiopfern« und die Genugtuung für den Nürnberger Richterspruch durch die Einrichtung der Berliner »Ermittlungsstelle Regierungskriminalität« dem Bedürfnis der Deutschen, die Gelegenheit zu nutzen und mit ihrer Geschichte ins Reine zu kommen, nicht mehr zu genügen. Wozu auch das dauernde Aufrechnen, Relativieren, Entschuldigen, das schließlich das Eingeständnis einer Schuld voraussetzt und also wenigstens Reste eines Gewissens, wenn doch der anti-antifaschistische Konsens, der die veröffentlichte Meinung prägt, die Möglichkeit eröffnet, dort wieder anzusetzen, wo man 1945 mit brachialer Gewalt unterbrochen wurde, und also nicht bloß wieder anständig geworden, sondern immer schon gewesen zu sein? So wollen sie nun nicht länger bloß Unrecht mit Unrecht verrechnen, sondern nachträglich Recht bekommen: »Die DDR war der Staat, von dem Lenin träumte, als er gleich nach seiner Oktoberrevolution die deutschen Arbeiter zum Aufstand gegen die blutbefleckten herrschenden Klassen aufrief; sie war der Staat, der hätte entstehen können, als im Januar 1919 viele Hunderttausende von Menschen gegen die schwache Regierung

Ebert demonstrierten und bereit waren, dem Aufruf Karl Liebknechts zum Sturz der Regierung zu folgen; ... sie war der Staat, der nach Stalins Überzeugung 1933 entstehen mußte, wenn der kurzfristige Sieg des Hitler-Faschismus zu dem zwangsläufigen Zusammenbruch geführt haben würde. Aber die DDR war auch der Staat, den Hitler fürchtete, wenn er in seinen frühen Reden immer wieder vom 'Blutsumpf des Bolschewismus' sprach, in dem Millionen von Menschen zugrunde gegangen seien; und sie war der Staat, den 1933 alle die zahllosen 'bürgerlichen' Organisationen meinten, wenn sie sich selbst und anderen versicherten, der 'VolkskanzlerHitler' habe Deutschland im letzten Augenblick vor dem 'Abgrund des Bolschewismus' gerettet. ... Diejenigen, welche die DDR vor ihrer faktischen Entstehung fürchteten und haßten, waren nicht von vornherein im Unrecht.« (Ernst Nolte, »FAZ«, 22. Februar 1992)

Es geht um die Rehabilitierung des Nationalsozialismus, genauer: um die Rehabilitierung der gesellschaftlichen Eliten, die ihn trugen, und des Kollektivs, das sich ihm begeistert anschloß - gewissermaßen die konsequenteste Aussöhnung mit der Vergangenheit, die sich denken läßt. Sie ist längst in vollem Gange und wird nicht etwa nur vom notorischen Nolte und den Yuppie-Historikern um Rainer Zitelmann propagiert. Ihre Betreiber, die erst mit dem Ende der DDR so richtig zum Zuge kommen konnten und denen öffentlich kaum mehr widersprochen wird, gehen dabei durchaus systematisch vor. Zum einen 'entlasten' sie den Nationalsozialismus durch Übertragung seiner negativen Eigenschaften und Leistungen - derjenigen also, für die die Deutschen glauben bestraft worden zu sein oder doch Strafe zumindest verdient zu haben - auf ein »volksfremdes« (Willy Brandt), den Deutschen aufoktroyiertes Regime: Der »Welt«-Journalist Enno v. Loewenstern beispielsweise nennt die politische Führung der ehemaligen DDR »die Mordmaschine«, Erich Honecker »den obersten deutschen Mörder und Kriegsverbrecher«, Hans Modrow einen »Gauleiter« und die Bodenreform der Jahre '45-'49 eine »Arisierung in Rot«. Für den Bundestagsabgeordneten Rudolf Karl Krause (CDU/CSU) waren die Jahre in der SBZ »geprägt von ... kommunistischem Massenmord«, wie er am 12. März 1992 vor dem Bundestag erklärte. Während ihm die spätere DDR zur Gänze als »ein riesiges Gefangenenarbeitslager« erschien, hat der Vorsitzende der Enquete-Kommission des Bundestages zur »Aufarbeitung der Geschichte und der Folgen der SED-Diktatur«, der Abgeordnete Eppelmann, dort nur einzelne »von Russen und Kommunisten weitergeführte Konzentrationslager« ausmachen können. Der Historiker Baring stellte bei seinen Recherchen in der SBZ gar einen sowjetischen »Vernichtungsfeldzug« mitsamt »kommunistischen Methoden der Ausmerzung« fest. Kein Wunder also, daß Joachim Neander (»Welt«) auf dem Gebiet der ehemaligen DDR »eine Menschentrümmerlandschaft« entdeckte, »die in der Geschichte wahrscheinlich einmalig ist«, daß die »Frankfurter Rundschau« im Ministerium für Staatssicherheit »das Böse in seiner banalsten Form«, also eine Art Super-Eichmann1, am Werke sah und daß schließlich Friedrich Karl Fromme (»FAZ«) mit Blick auf Bautzen befand, daß »das Unrecht« der DDR-Vergangenheit »weder in der Genugtuung über die Vereinigung untergehen noch im Vergleich mit dem Nationalsozialismus relativiert werden (kann)«.

Wer sich jedoch mit der Auslagerung und Umbettung unangenehmer Erinnerungen nicht beschweren mag, bemüht sich um die angenehmen - was zwar auch nicht immer die reine Freude ist, da wir, wie Arnulf Baring klagte, »aufgrund unserer Vergangenheitsbewältigung ... unsere ganze Geschichte vor 1945 in den Abfallkorb geworfen (haben), aus dem wir sie jetzt mühsam wieder herausklauben müssen«, doch sind einige da längst fündig geworden. Der Berliner Verleger Wolf Jobst Siedler beispielsweise, der im Gespräch mit Baring einige Ergebnisse seiner Papierkorbklaubereien präsentierte2, die hier exemplarisch den Stand der publizistischen NS-Rehabilitierungsverfahren markieren sollen: Während »der real existierende Sozialismus«, erklärte Siedler, »ein wirklich totalitäres Regime« gewesen sei, das »die Wirklichkeit ... vom Staatsopernballett 'Unter den Linden' bis zum Seebäder-Konzert in Heringsdorf vollkommen reglementiert« habe, »war das Dritte Reich natürlich nur ein autoritäres Regime«, unter dem »das bürgerliche Leben ... im großen und ganzen unverändert« weitergehen konnte. Das habe dazu geführt, »daß man nach 1945 im Westen nur Hitler und seine Herrschaftsinstrumente, die Spitzen der Partei und der SS beiseite räumen mußte, und hinter all den Zerstörungen kam eine wesentlich intakte Gesellschaft zum Vorschein«. »Mit der Hinterlassenschaft des sich sozialistisch nennenden Systems« verhalte es sich dagegen »genau entgegengesetzt«, weil »dieses wahrhaft totalitäre System ... eine Wüste in jederlei Hinsicht hinterlassen« habe: einen »Staat ohne Finanzämter, ohne Liegenschaftsämter und all die anderen bürgerlichen Institutionen ..., die den Faschismus in Spanien wie in Italien und den Nationalsozialismus in Deutschland unbeschädigt überstanden hatten« - was den durchaus fortschrittlichen Charakter des »Dritten Reiches« ebenso belege wie die Tatsache, daß »bis zum Ende der dreißiger Jahre ... die deutschen Universitäten durchaus noch leistungsfähige Gebilde« gewesen seien, und darüber hinaus klar mache, warum es mit dem »Arbeiter-und-Bauern-Staat gänzlich unvergleichbar« ist: »Das Dritte Reich war ... ein außerordentlich moderner Staat, in vielerlei Hinsicht der modernste Staat Europas«, während »der Trabant« gerade deshalb »so charakteristisch für den sozialistischen Staat« sei, »weil er dessen Armseligkeit wie in einem Brennglas vorführt«.

Natürlich ist es bei derlei publizistischen Anregungen nicht geblieben, denn was nützt die herzlichste Apologie des Nationalsozialismus, wenn das Unrecht, das seinen Aktivisten nach 1945 vor allem in der DDR zugefügt worden ist, nicht wiedergutgemacht wird? Längst ist daher die Rehabilitierung der Nazis auch juristisch und ganz offiziell in Gang gekommen indirekt meist, dadurch nämlich, daß man nun ihre Gegner verfolgt. Fünf Beispiele:

1. In Hamburg stehen zwei alte Antifaschisten vor Gericht, denen vorgeworfen wird, 1947 in einem sowjetischen Kriegsgefangenenlager, dessen »Antifa«-Gruppe sie angehörten bzw. leiteten, einen Stabsrichter, der mehr als 170 sowjetische Partisanen, Zivilisten und Wehrmachtsdeserteure zum Tode verurteilte, ermordet bzw. zu seiner Ermordung »aufgehetzt« zu haben. Das Verfahren stützt sich auf eine Ermittlungsakte, die der Hamburger Landgerichtsdirektor Kurt Steckel zwischen 1950 und ‘52 zusammengetragen hat. Steckel, der sich 1919 der »Schwarzen Reichswehr« angeschlossen hatte, war während des zweiten Weltkriegs Staatsanwalt am Sondergericht in Königsberg und während der letzten Kriegsmonate am Volksgerichtshof in Potsdam. Was ihm nicht gelang: die Rehabilitierung eines »Kameraden« und die Abrechnung mit der Lager-»Antifa« - die vom 8. Mai (!) 1991 datierende Anklageschrift nennt sie »eine ‘antifaschistische’, d.h. kommunistische Agitations- und Aktionsorganisation« , das versucht 40 Jahre später nun die Große Strafkammer 22 des Landgerichts Hamburg.

2. Die Leipziger Staatsanwaltschaft hat Anklage gegen zwei bereits vor Monaten in Haft genommene ehemalige DDR-Richter erhoben. Ihnen wird gemeinschaftliche Rechtsbeugung und Mord im Zuge der »Waldheimer Prozesse« 1950 vorgeworfen. Sie sollen einen Staatsanwalt wegen dessen Tätigkeit an einem Nazi-Sondergericht zum Tode verurteilt haben.

3. Wer im zweiten Weltkrieg gegen die Deutschen kämpfte, hat sein »Deutschtum« verwirkt. Das rheinland-pfälzische Oberverwaltungsgericht in Koblenz hat den Einsatz eines in Westpreußen geborenen Mannes, der als Wehrmachtssoldat in Kriegsgefangenschaft geriet und sich daraufhin zur polnischen Exil-Armee meldete, für einen Kriegsgegner der Deutschen als »Bekenntnis gegen das deutsche Volkstum« gewertet und ihm den Status des »Deutsch-Seins« aberkannt. Seinem aus Polen übergesiedelten Sohn, der sich auf seine deutsche Abstammung berief, wurde der Vertriebenenausweis entzogen.

4. Vor dem Kriminalgericht in Berlin-Moabit wird gegen den ehemaligen Stasi-Chef Erich Mielke wegen eines 61 Jahre zurückliegenden Vorfalles verhandelt, wobei die Anklage sich der Ermittlungsergebnisse bedient, die ein NS-Gericht 1934 aus herbeigeprügelten Aussagen gewann. Danach soll Mielke 1931 gemeinschaftlich mit anderen zwei Polizeihauptleute erschossen haben. Die »Zeit« wundert sich: »Warum nur glaubt die deutsche Justiz, es sei leichter, im nazi-verseuchten Sumpf Boden unter die Füße zu kriegen, als mit Hilfe von rechtsstaatlichen Ermittlungen die Verbrechen Mielkes in der ehemaligen DDR aufzuklären?« und stellt fest: »Die Justiz ignoriert also die Vergangenheit, die sie bewältigen will; sie bedient sich statt dessen der Vorvergangenheit. Und sie stützt sich dabei auf eine Nazi-Anklage.« Wie, wenn es ihr nur darum ginge, im naziverseuchten Sumpf wieder festen Stand zu gewinnen und sich mit der Vorvergangenheit zu arrangieren?

5. Nazi-Verbrecher, die in der SBZ enteignet worden sind, können mit Wiedergutmachung rechnen. Nach dem Entwurf des Bundesfinanzministeriums für ein Gesetz, das die Entschädigung für die zwischen ‘45 und ‘49 durchgeführten Enteignungen regeln soll, stehen unterschiedslos denjenigen Ausgleichszahlungen zu, »die ihr Eigentum nicht zurückerhalten«. Das Bundesjustizministerium, das gegen diese ausnahmelose Regelung keine Einwände hat, erklärte auf Anfrage, die Feststellung, ob es sich jeweils »tatsächlich um Kriegsverbrecher handelt« oder um Opfer »stalinistischer Willkür«, sei zu kompliziert.

»Wir haben uns nach 1945 zu einseitig neu orientiert«, meint der Historiker Baring, deshalb »ist 1945 mehr vom Wagen gefallen, als uns gut tut«. Die Deutschen des Jahres ’92 sind dabei, es wieder einzusammeln. Sie kommen dabei zügig voran. Gerade hat die »FAZ« die Lektüre eines Buches empfohlen, das die Juden für den stalinistischen Terror in der Sowjetunion verantwortlich macht3: es breche mit »anti-antisemitischen Konventionen«.

Anmerkungen

1) Hannah Arendts Buch über den Prozeß gegen Adolf Eichmann - »Eichmann in Jerusalem« (1964) - trägt den Untertitel »Ein Bericht von der Banalität des Bösen«. »Das Böse in seiner banalsten Form« ist davon der Superlativ.

2) Ende 1991 ist unter der Autorenangabe Arnulf Baring und dem Titel »Deutschland, was nun?« im Siedler Verlag das Protokoll eines Gesprächs über den »Motor Deutschland, der stärker ist als der Verstand seiner Lenker«, erschienen, das Arnulf Baring, Wolf Jobst Siedler und ein Stichwortgeber namens Rumberg geführt haben. Aus ihm stammen nicht nur die folgenden Siedler-Zitate, sondern auch die in diesem Beitrag angeführten Äußerungen von Baring.

3) Sonja Margolina: Das Ende der Lügen, Berlin 1992. Das Buch ist ebenfalls im Siedler Verlag erschienen.

Wolfgang Schneider schrieb in KONKRET 10/91 über das »erwachende« Deutschland

Konkret 06/92, S. 35

Rainer Trampert

□ Irrsinn ohne Ende□

Der Wahn, der die de□ tsche Presse □ □ hrend des □ TV-Streiks das Chaos in De□ tschland herbeiphantasieren lie□ , ist die l einer □ Notgemeinschaft De□ tschland□ . Den Ge□ erkschaften ist die □ ndankbare A□ fgabe □ □ gefallen, ihren Mitgliedern nach dem Geld□ (□ Spiegel□) a□ s□ □ treiben

Was Unsinn war, was Plage, was chaotisch und was katastrophal, darüber waren sich deutsche Zeitungen während des Streiks der ÖTV einig. Auf den hinteren Seiten meldeten die Blätter sachlich, daß Afrika vor einer neuen Dürreperiode stehe. 26 Millionen Menschen südlich der Sahara seien vom Hungertod bedroht, Bauern müßten täglich 40 km gehen, um nicht zu verdursten. Doch auf den Titelseiten derselben Ausgaben brach sich die Wut Bahn. »Chaos, Katastrophe, Wahnsinn«, »Irsinn ohne Ende« - an einem Tag waren über 1.000 Flugzeuge nicht abgefertigt, 343 Waggonladungen Pakete, vorwiegend Versandhausbestellungen, nicht ausgeliefert worden. Den Düsseldorfern war es gelungen, einen mehrspurigen Autogürtel von 70 km Breite um ihre Stadt zu legen, weil Busse und Bahnen nicht fuhren. Katastrophengeschädigte wurden präsentiert. Ein Geschäftsmann hatte wegen eines stornierten Fluges nach Hongkong Millionen verloren. Einem Model war der Job in Mailand von einer Konkurrentin weggeschnappt worden. Am schlimmsten traf es Karl-Heinz Perschke aus Wuppertal. Er erschien zu spät zur Arbeit. Perschke betrübt: »Ich gehe jeden Morgen 15 km zu Fuß, um pünktlich am Arbeitsplatz zu sein.«

Die Grenze zum Wahn überschritt die Katastrophenphantasie vollends, als im ersten Streik des öffentlichen Dienstes seit 18 Jahren die Müllabfuhr nicht mehr erschien. »Ratten im Abfall... Ein Festmahl für Ratten... Ratten breiten sich in den Innenstädten aus... Seuchengefahr« (»Bild«). »Nur Ratten freuen sich« (»Spiegel«). Die »Hamburger Morgenpost (Mopo)« ließ den deutschen Michel, auf eine Streckbank gespannt, in einer Karikatur gequält aufschreien: »Nieder mit dem Sadisten Kohl!« Am Streckrad drehte, in schwarzer Henkerskutte und sadistisch grinsend, Monika Wulf-Mathies. Unter der Folterbank lauerte ihre Komplizin, die Ratte.

Der Erfolg bei der Bevölkerung war bescheiden. Wie viele Bürger das Entsetzen packte angesichts der kleinen Abwechslung in ihrem durchorganisierten Leben, läßt sich schwer beurteilen. Hysterie und Verständnis für den gesitteten, harmlosen Streik konkurrierten miteinander. Bisweilen wurde ausgewogen reagiert: Die Arbeitgeber hätten den Schlichterspruch - der immerhin einen realen Lohnverlust bedeutet hätte - annehmen, die ÖTV hätte für 25 Mark nicht streiken sollen.

Beeindruckend waren das Mißverhältnis der Hysterie, die die Medien - mit wenigen Ausnahmen - schürten, zur Harmlosigkeit des Streiks und die völlige Übereinstimmung der Meinungsanstalten im Motiv für ihre Kampagne. In diesem »schwachsinnigen Streik« wisse »auch Frau Wulf-Mathies, daß dieses sich schmerzlich vereinigende Land in einer Sondersituation ist« (»Mopo«). Dies sei ein »Streik auf unser aller Knochen und Kosten« (»Mopo«). »Hinzu kommt, daß jede entbehrliche Mark in die mühsame Sanierung Ostdeutschlands gesteckt werden muß« (»Süddeutsche«). Wild schlug die »Tageszeitung« zu: »Ohne Rückgriff auf die Masseneinkommen sind die 155 Milliarden... nicht zu mobilisieren«, und: »Wer Solidarität nicht zum hohlen Schlagwort machen will..., wer eine Brücke schlagen will, muß bereit sein, unten zu teilen, zwischen Ost und West... Aus einer Wagenburg aber, die nur den alten Antagonismus von Kapital und Arbeit im Blickfeld hat, entwickelt sich keine Gestaltungskraft...«

Nation macht halt blöde. Den Vorwurf fehlender nationaler Verantwortung hat die ÖTV nicht verdient. Nachdem die Stahlarbeiter 5,9 Prozent, die Banker 6,4 und die Arbeiter und Angestellten der Energiewirtschaft 6,3 Prozent mehr Lohn erkämpft hatten, war sie zu einem nationalen Opfer bereit, das dem Staat allerdings nicht ausreichend schien. Von einer »Wagenburg« des Klassenkampfes war nichts zu spüren. Als der Abpfiff kam, zogen die Posten ihre Leibchen aus und rollten die Transparente ein, wie befohlen.

Die durchgängige Figur, die der Kampagne von Staat und Medien zugrunde lag, war die deutsche Volksgemeinschaft, der alle Individuen und Vereinigungen Opfer bringen müßten. Wer nur andeutet, abtrünnig zu werden, stört das nationale Kollektiv und verdient Bestrafung. Nicht selten wurde für die ÖTV gar die Höchststrafe verlangt. »Die gefährliche Macht der ÖTV... Die vom Bundesarbeitsgericht aufgestellten Bedingungen für die Tarifautonomie treffen auf die ÖTV nicht zu« - so brachte zum Beispiel die »Süddeutsche« die Anregung, der Gewerkschaft das Streikrecht zu entziehen, ins Gespräch. Auch Pater Basilius Streithofen regte diesen Eingriff an: »Der Streik der ÖTV war Geiselnahme der Bevölkerung.«

In der ÖTV-Tarifrunde erschien die Volksgemeinschaft als »Notgemeinschaft Deutschland«. Mit dieser Formel wird auf die Politik von »Sparen, Schweiß und Tränen« eingestimmt, die die nächste Zeit beherrschen soll. Noch während des Streiks popularisierte der DGB die Losung: »Teilen verbindet«. Allerdings zeigten allein die Ergebnisse in den Urabstimmungen, daß »die Gier nach Geld« (»Spiegel«) noch nicht genügend abgeschliffen und die Bereitschaft, »unten zu teilen« (»TAZ«), noch nicht hinreichend ausgeprägt ist. Eine »Flucht vor den angsteinflößenden Herausforderungen der neuen

gesellschaftlichen Brüche« in die »Wagenburgmentalität« wirft die »TAZ« den Gewerkschaften vor. Ihr nationaler Verzichtseifer übersieht die Schwierigkeit der Aufgabe, die der DGB für Deutschland übernommen hat.

Ohne die Sozialdemokratie in Parlamenten und Gewerkschaften wird die »Notgemeinschaft Deutschland« nicht durchzusetzen sein. »Die SPD nimmt in dieser schwierigen Situation unseres Landes ihre Verantwortung für Deutschland wahr«, sagte Björn Engholm. Sie muß sich ihre Handlungsfähigkeit erhalten, falls zu der sich abzeichnenden Konzertierten Aktion im Herbst tatsächlich die Große Koalition in Bonn treten sollte, muß also einigermaßen von »unten« akzeptiert werden. Bis zur Sommerpause soll daher ihre Klientel noch viel Dampf ablassen.

Ansonsten scheint die Planung einer Großen Koalition recht weit fortgeschritten zu sein. Peter Glotz: »Hauptaufgabe einer solchen Koalition wäre es, die Finanzen wieder in Ordnung zu bringen. Das wäre in einer kürzeren Zeit gar nicht zu machen... Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Regierung noch im Herbst zerbricht. Dann wird Kohl uns eine große Koalition anbieten« (»Mopo«, 11.5.92). Die Notlage gebietees, so Glotz, selbst Stimmengewinne der Grünen und der Republikaner in Kauf zu nehmen.

Warum diese schwere Operation? Um die Weltkonjunktur ist es nicht gut bestellt. In den Verteilungskämpfen gewinnt Deutschland - entgegen allen Propagandarufen - derzeit dennoch an Boden. Laut aktueller Wettbewerbsanalyse des Münchner Ifo-Instituts »verbucht die deutsche Industrie im Vergleich zu ihrer Konkurrenz in den USA und Japan erheblich höhere Gewinne«. Das eröffne die »Chance zum Aufholen« auch in den rückständigen Sektoren, zumal Japan besonders »massive Gewinneinbrüche« verzeichne. Ob sie für eine Akkumulationsoffensive oder für Verdrängungskämpfe in stagnierenden Märkten benötigt wird - die gewaltigen Ost-Subventionen schmälern die mobilisierbare produktive Masse. Und ob sich das Verschuldung für Reformen nannte oder Kosten der Einheit nennt - wenn die Staatsverschuldung einen vom Kapital nicht mehr akzeptierten Grad erreicht hat, muß gespart werden. Diesmal geht es scheinbar um die »Rettung Deutschlands«. Die Auseinandersetzung im Streik signalisierte: Die veröffentlichte Meinung zieht mit.

Rainer Trampert schrieb in KONKRET 4/92 über die Stasi bei den Grünen

Konkret 06/92, S. 36

Thomas Ebermann

Massakriert die Armen!

Der Öko-Vordenker Herbert Gruhl, der pünktlich zum Öko-Gipfel in Rio die Ausrottung der 'überflüssigen' Menschen herbeisehnt, gilt hierzulande nicht etwa als Faschist, sondern als »Mahner zur Umkehr«

Hierzulande kann man (fast) alles denken, sagen, tun oder wählen, ohne als Faschist zu gelten. Irgendein berechtigtes Anliegen wird sich schon finden, eine Sorge, eine Angst oder ein Versagen der Politik, das einen Denkzettel verdient. Die größte aller Sorgen, die man sich ungestraft machen kann, ist die um den Weltuntergang, die Unbewohnbarkeit des Planeten, das Ende der Menschheit. Nichts legitimiert zu größeren Sauereien.

Herbert Gruhl, der frische Bundesverdienstkreuzträger, hat das vor langer Zeit erkannt und durfte deshalb sicher sein, daß sein neues Weltuntergangsbuch »Himmelfahrt ins Nichts« ein Bestseller werden würde; daß der »Spiegel« ihn anpreisen (»Gruhl zählt zu den ökologischen Vordenkern und frühen Mahnern zur Umkehr«) und jede bessere Talkshow sich um den besorgten Ökologen reißen würde, dessen Pessimismus sich mit vielen positiven Verweisen auf technologische Innovationen und Aufrufen zu staatsbürgerlicher Zuversicht so schön garnieren läßt wie die Auftritte Schönhubers oder Freys mit dem Vorwurf, die Herren hätten »kein Konzept«.

Gruhl hat ein Konzept, eines, um dessen Konsequenz er so penetrant herumschreibt, daß sie auch sein dümmster Leser selber ziehen kann: Die Menschheit ist nur zu retten, wenn wir die Armen (genauer: die Überflüssigen) ausrotten.

Darf man das so sagen? Nein. Voll und ganz innerhalb des Metropolen-Konsenses befindet man sich nur, wenn man die »Überbevölkerung« und ein Versagen der bisherigen Bevölkerungspolitik beklagt: »Das teuflischste Problem ist also die Vermehrung der Menschen.« - »Beginnen müßte die Enthaltsamkeit bei der Fortpflanzung.« - »Die Zeugungslust der Dritten Welt.« - »Die alles überflutende Masse Mensch auf gleichbleibender Erdoberfläche.« - »Wenn 500 Millionen Menschen aus der Dritten Welt nach Westeuropa kommen, dann bricht auch hier jegliche Ordnung zusammen.« (Lauter Gruhl-Zitate aus dem »Spiegel«). Etwas moderater könnte jeder Politiker oder Journalist so daherschwätzen, die einen knallhart imperialistisch, die andern ganz soft als Freunde der Natur und ihrer ewigen Kreisläufe. Auch die »Sorge« um die Frauen der »Dritten Welt« gibt manches Argument zugunsten der von IWF, Weltbank und imperialistischen Mächten diktierten Bevölkerungspolitik und ihrer Bestialitäten gegen die Frauen der »Dritten Welt« her.

Gruhl schürt den Ekel und die Angst der Herrenmenschen vor dem Geziefer der Untermenschen genauso kräftig, wie es der Nobelpreisträger Paul Ehrlich tat: *Verstandesmäßig ist mir das Problem der Bevölkerungsexplosion schon seit langem klar, gefühlsmäßig habe ich es erst vor ein paar Jahren in einer heißen, übelriechenden Nacht in Delhi begriffen. Zusammen mit meiner Frau und meiner Tochter befand ich mich in einem uralten Taxi auf dem Heimweg zu unserem Hotel. Auf den Sitzen wimmelte es von Flöhen... Die Straßen waren voll von Menschen. Menschen, die aßen, sich wuschen, schliefen. Menschen, die schwatzten, stritten und kreischten. Die ihre Hände durch das Taxifenster streckten und bettelten. Die urinierten und ihren Darm entleerten. Die sich an Busse klammerten und Vieh trieben. Menschen, Menschen, Menschen, Menschen. Während der Wagen langsam, laut hupend durch die Menschenmassen fuhr, gaben Staub, Lärm, Hitze und Feuerstellen der Szene etwas Höllisches. Würden wir jemals unser Hotel erreichen?... Seit jener Nacht kenne ich das Gefühl der Überbevölkerung... Wir müssen unnachgiebig auf die globale Einführung der Bevölkerungskontrolle drängen... Diese Operation wird viele offensichtlich brutale und herzlose Entscheidungen verlangen und viel Leid verursachen. Aber die Krankheit ist schon so weit fortgeschritten, daß der Patient nur noch mit einer radikalen Behandlung überhaupt eine Überlebenschance hat.*

Berufen kann sich Gruhl in seinem Kampf gegen die »alles überflutende Masse Mensch« auch auf Hoimar von Ditfurth, der Erbauliches wie dies für seine empfindsame Klientel publizierte: *Auch heute werden wieder 40.000 Kinder sterben - alle zwei Sekunden eins. Sie verhungern... Furchtbar? Viel schlimmer: Wenn diese Kinder nicht stürben, wenn sie nicht in den Armen ihrer Mütter verhungerten..., wenn sie etwa überlebten..., um selbst Kinder zu haben, dann wäre die Katastrophe noch weitaus größer. Es mag zynisch klingen, daß ihr tausendfacher lautloser Tod die Erde* (!) *vor einer Situation bewahrt, die alles heutige Sterben bei weitem überträfe.*

Aber Herbert ist nicht Hoimar von, und die gequälten Versuche des Bildungsbürgers, den eigenen Zynismus mit einer eleganten Floskel zu überspielen, sind seine Sache nicht. Er läßt lieber seiner Natur freien Lauf: »Die der eigenen Entfaltung entgegenstehenden Hindernisse sucht jedes Lebewesen zu überwinden, notfalls durch Vernichtung des Gegners... Der Mensch beherrscht zwar auch die Strategie der Verteidigung, gehört aber eigentlich zu den Angreifern.« Ob ihn dies von der Ameise unterscheidet, erläutert Gruhl nicht, aber ohne Führer kommen beide nicht aus: »Der tierische Ameisenhaufen ist hilflos und stirbt, wenn er keine Königin mehr hat. Der Menschenhaufen ist hilflos, wenn ihm kein Gott die nötigen Befehle gibt.«

Diese Naturalisierung gesellschaftlicher und politischer Zusammenhänge verbindet alle Öko-Faschisten mit Schönhuber, auch wenn der sich noch nicht entschieden hat, ob er seinen Laden als Autofahrer-Partei profilieren oder sich einen

rassistischen ÖkoFlügel zulegen soll, und sie macht es möglich, den Sieg im Krieg als größten Stimulator menschlicher Lustgefühle zu begreifen: »Das eigene Land und Volk im Krieg, wo der Sieg auf Grund des höheren Einsatzes und der höchsten Ernsthaftigkeit noch immer den gewaltigsten Siegesrausch hervorgerufen hat.« Wie schön für das Abendland, daß, was Lust bereitet, auch nötig ist: »Kulturgesellschaften sind stets von außen bedroht, weil ihr Wohlstand den Neid anderer Völker weckt... Also brauchen sie eine Streitmacht zu ihrer Verteidigung viel dringender als arme Volksstämme.«

Kulturgesellschaften - das sieht man schon daran, daß der Hahn sich nicht mit dem Walfisch paart - entstehen nur, wenn die Rasse rein gehalten wird. »Wenn dagegen viele Kulturen in einem Raum zusammengemixt werden, so ergibt das entweder ein Neben- und Gegeneinander oder... Entropie, also ein Gemisch, dessen Wert mit zunehmender Durchmischung sinkt, bis es letzten Endes keinen Wert mehr hat.« Noch näher kann man kaum an »lebensunwertes Leben« heranformulieren, und Gruhls Warnung an die (deutsche) Rasse, sich rein zu halten, damit aus ihr nicht »eine undefinierbare Schmelzmasse entsteht«, sowie seine Behauptung, daß »gemischte Gesellschaften beim ersten Windstoß wie Seifenblasen zerplatzen«, lassen den »ökologischen Vordenker und frühen Mahner zur Umkehr in der Bundesrepublik« (»Spiegel«) als einen Mann erscheinen, der die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes durch die frühere Greenpeace- und Amnesty-Aktivistin und heutige niedersächsische Umweltministerin Griefahn mehr als verdient hat.

Am intensivsten ökologisch fühlen und die Natur bedauern kann der »abendländische Mensch«, wenn in Guatemala ein Stück Wald abgefackelt wird (es soll sogar vorkommen, daß die Einheimischen Waldfrevel nicht einmal für den Export begehen, sondern bloß, um sich selber zu ernähren), in Brasilien gerodet oder in Fernost Energie verschwendet wird. Und weil das alles *unser* Klima beeinflußt, wächst die Bereitschaft, über die heutige Bevölkerungspolitik (Verhungernlassen durch Vernichtung von Subsistenzwirtschaft und Zwangskampagnen zur Geburtenbeschränkung) hinauszugehen, wenn sich die erhofften Resultate nicht einstellen. Wo die Massen, denen die Lebensgrundlagen entzogen wurden, als Arbeitskräftereservoir nicht mehr (oder nur zum Teil) benötigt werden, sie also für die Kapitalverwertung überflüssig sind, sind sie Überschuß. »Anders gesagt: Überbevölkerung« (so Ingrid Strobl in ihrem sehr lesenswerten Buch »Strange Fruit«, Edition ID-Archiv). Dann bleibt nur, sagt Gruhl, »die Alternative: Untergang oder vorsorgliche Reduktion«, und diese »vorsorgliche Reduktion« muß schon dehalb sehr gewaltsam herbeigeführt werden, weil »die meisten Völker der Welt zu einer rationalen Verhaltensweise nicht fähig« sind, anders als der »abendländische Mensch« keine Selbstbegrenzung kennen und deshalb »wie eine unheimliche Naturkatastrophe die Erde überflute(n)«.

Glücklicherweise haben diese Fluten nicht unsere psychischen Eigenschaften, insbesondere fällt ihnen das Sterben echt leichter: »Das rührt auch von ihrer völlig anderen Grundeinstellung zum Leben her, der eigene Tod wird wie der der Kinder als Schicksal hingenommen.« Vielleicht, der kühne Gedanke drängt sich auf, sind uns diese seltsamen Wesen nicht einmal böse, wenn wir sie massakrieren, sondern, wer weiß, geradezu dankbar? Da es nun einmal nicht denkbar ist, den Reichtum so zu teilen, daß auch sie zu essen bekommen, täte man ihnen da nicht einen Gefallen...? Mag sein, schreibt Gruhl, und zitiert zustimmend einen Herrn Dubos: »Für einige überfüllte Populationen mag dann Gewalt oder sogar die Atombombe eines Tages keine Drohung mehr sein, sondern eine Befreiung.«

Gruhl ist kein bloßer Spinner, er antizipiert zukünftige »Notwendigkeiten«. Der hier und heute chancenreichste Einwand gegen ihn und seinen Herrn Dubos dürfte sein, daß die Befreiung der Armen durch die Atombombe zu gefährlich ist. Wer weiß, wie an jenem Tag der Wind steht und was das Weltklima dazu sagt. Man wird eine andere Waffengattung nehmen müssen - aber das ist eine ökologische Fachdebatte, der ich nicht vorgreifen will.

Thomas Ebermann schrieb in KONKRET 5/92 über die Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte

Konkret 06/92, S. 38

Günther Jacob

South Central im Mai

Der Aufstand im Ghetto von Los Angeles hat eine »Notgemeinschaft der Marginalisierten« sichtbar gemacht, die sich quer zu ethnischen Trennungslinien zusammenfand. Selbst als industrielle Reservearmee nicht mehr gefragt, bleibt ihnen einzig die Rebellion, um auf ihre hoffnungslose Lage aufmerksam zu machen

»Ich gehe zu einem Aufstand. Ich möchte jemanden töten. Ich stehe auf der Straße, bin hellwach. Noch ist kein Blut geflossen. Alle stellen sich auf. Der Wind trägt uns Gerüchte zu. Die Leute warten. In den Straßen ist ein Rumpeln zu hören. Die Panzer kommen. Die Wilden sind unruhig. Die Panzer werden die Wilden schon zur Räson bringen. Ich komme mir absurd vor und ohnmächtig. Wen will ich denn angreifen?«

Erinnerungen von Assata Shakur, der heute im kubanischen Exil lebenden ehemaligen Black Panther-Aktivistin an die Tage nach der Ermordung Martin Luther Kings: Was sich heute dem ersten Eindruck nach wie ein Bericht über South Central/L.A. im Mai 1992 liest, zeigt bei genauerem Hinsehen jedoch das Gegenteil - zwischen 1968 und 1992 gibt es nur noch wenige Parallelen.

Im April 1968 war es in den schwarzen Ghettos von 125 amerikanischen Städten zu gewaltsamen Aufständen gekommen. 60.000 Soldaten hatten dabei 46 Afro-Amerikaner erschossen und 15.000 Gefangene gemacht. Mit der Ausnahme von drei lokalen Riots in den Ghettos von Miami schien seither das Phänomen derartiger »Rassenunruhen« der Geschichte anzugehören. Doch vor dem Hintergrund eines unübersehbaren ökonomischen Verfalls der Weltmacht USA und als Reflex einer zunehmend als moralisches »Unrecht« interpretierten Massenarmut brennt 24 Jahre später, genau zu Beginn des Präsidentschafts-Wahlkampfes und nur wenige Monate, nachdem in Lousiana der ehemalige Ku Klux Klan-Mann David Duke nur knapp die Wahl zum Gouverneur verloren hat, erneut ein Ghetto - South Central in Los Angeles.

Der Funke, der die Explosion auslöste, war ein Freispruch von vier weißen Polizisten, die einen schwarzen Verkehrssünder halbtot geschlagen hatten und dabei zufällig von einem Videoamateur gefilmt worden waren. Dieser von den US-Fernsehstationen wiederholt ausgestrahlte Videofilm, der zum ersten Mal den alltäglichen Terror einer rassistischen Polizei gegen die schwarze Bevölkerung dokumentierte, konnte eine weiße Jury nicht überzeugen. Ihr Urteil macht alle Afro-Amerikaner zum Freiwild rassistischer Cops. Wenn nämlich die Schläge, die Rodney King alle Knochen brachen, rechtmäßig gewesen sind, dann kann ab sofort kein Schwarzer mehr seines Lebens sicher sein.

Die Konstruktion der »Rasse«

Nach den mehrtägigen Los Angeles-Riots stehen nun sowohl die schwarzen Bürgerrechtler als auch die jüngeren Black PowerMilitanten, die Ende der 60er Jahre die Non-Violent Coordination Committees abgelöst hatten, ziemlich ratlos vor den Ruinen der Geschäfte, in deren geplünderten Auslagen manchmal noch ein Plakat mit der eilig verfaßten Aufschrift »Bitte nicht anzünden - in schwarzem Besitz« zu finden ist. Was in Los Angeles geschah, paßt nicht mehr bruchlos in den traditionellen Black Power-Diskurs.

Ahnungs- und gedankenlos aber sprechen die deutschen Medien von »Rassenunruhen«, die in Amerika toben würden. Die amerikanischen Schwarzen jedoch waren weder in den 60er Jahren eine »Rasse«, noch sind sie es heute. Am Versuch, einen »Afrikaner« zu definieren, ist schon die NS-»Rassenforschung« gescheitert. Doch die deutschen Medien wollen gar nichts mehr beweisen, weil sie auf den Gedanken, es könnten all die schwarzen, weißen, roten und brauen Rassen nur in ihrer Phantasie bestehen, niemals kommen würden.

Die amerikanischen Schwarzen (so ihre politisch gemeinte Selbstbezeichnung) sind keine »Rasse«, sondern eine Gruppe von Menschen, die von einer grundsätzlich an Auslese und Hierarchisierung interessierten Gesellschaft WIE eine »Rasse« behandelt, »rassifiziert« werden. Nur dadurch erscheint der soziale Verteilungskampf als »Rassenkampf«.

Die Schlüsselfaktoren bei der sozialen Konstruktion einer »Rasse« sind die diskriminierenden Praktiken. In Nordamerika setzten diese bekanntlich mit dem Import afrikanischer Sklaven ein. Für Benjamin Franklin war der Neger »ein Tier, das so viel wie möglich frißt und so wenig wie möglich arbeitet«. Diese Überzeugung wird zwar heute selten so deutlich ausgesprochen, aber verschwunden ist sie nicht. Nach dem Bürgerkrieg und der Abschaffung der Sklaverei wechselte die Ausgrenzung mehrfach die Form. Im Süden sorgten die Jim Crow-Gesetze für eine Art aufgeklärter Apartheid. Ihr Motto hieß »Seperate but equal« und machte die Schwarzen zu Staatsbürgern zweiter Klasse. Bis 1970 flohen 5 Millionen Afro-Amerikaner in den Norden und an die Westküste, um dort abermals aussortiert zu werden - die Apartheid hatte die Form von »Ghettos« angenommen. Als 1968 mit dem Fair Housing Act das letzte Antidiskriminierungsgesetz verabschiedet wurde, war die neue Marginalisierung schon unumstößliche Realität geworden.

Die Schaffung der schwarzen »Rasse« ist das Werk der weißen Mehrheitsgesellschaft. Ihr »Rasse«begriff ist eine ideologische Kategorie. Er beschreibt nur eine Praxis, in der bestimmten realen oder behaupteten Unterschieden zwischen den Menschen spezifische Bedeutungen und Wirkungen zugeschrieben werden. Diese Praxis schafft dann ihrerseits soziale Fakten, die der »rassistischen« Zuschreibung als Beleg dienen. Am Ende gibt es die »Rasse« scheinbar wirklich - man kann sie sogar in den Ghettos besichtigen. (Die räumliche Trennungsrate liegt heute in New York bei 77 Prozent und in Chicago bei 92 Prozent. Die Zahl der »interracial relationships« lag 1992 bei 218.000, das sind 4 von 1.000 Eheschließungen.) Die liberale Antwort auf diese ideologisch gesteuerte soziale Konstruktion ist der Wunsch nach guten »race relations«. Nachdem man die Existenz zweier »Rassen« akzeptiert hat, wünscht man beiden viel Glück auf ihren weiteren Wegen und freut sich über jede geschlagene Brücke. Selbst von Bush sagt man, daß ihm als Mann von Bildung jedes schlechte Wort über die andere »Rasse« ein Greuel sei. So lebt sich's gut auf der richtigen Seite der Barrikade, und der Charakter wird dabei auch nicht beschädigt. In Deutschland nennt man diese »Rassendiplomatie« ein »multikulturelles Miteinander«. Im Fall Rodney King ist sie darin zum Ausdruck gekommen, daß jetzt auch weiße Amerikaner die Einsetzung einer »rein weißen Jury« für einen Skandal halten. Die Vorstellung, daß ein Mensch nur als Charaktermaske seiner Hautfarbe agieren kann, wird von allen Seiten geteilt.

Die Abstammungsgemeinschaft

Der Prozeß der »Rassifizierung« bleibt auf Seiten der Opfer nicht ohne Folgen: Sie konstituieren sich zwangsläufig als Widerstand leistende Notgemeinschaft und machen sich damit wiederum für die Täter als »Rasse« sichtbar. Wenn dieser Zustand lange anhält, schafft sich die »Rasse« notwendigerweise ihre eigenen Strukturen, Institutionen. Über kurz oder lang treten dann bestallte Wortführer auf, die die »Rasse« zum Sprechen bringen und sogar ein Interesse an ihrer Aufrechterhaltung entwickeln. Man kennt die Phänomene auch aus der Geschichte von Klassenbewegungen, etwa wenn »100 Jahre IG Metall« gefeiert werden, als gäbe es nichts Schöneres als einen Kampf um Prozente.

Wie stark solche identitätsstiftenden Überbauten verknöchern können, hängt natürlich von der Qualität der Theoretiker dieser »Rasse« ab, davon, ob sie an der Perspektive festhalten, die Notgemeinschaft letztlich überflüssig zu machen. Versäumen sie das, setzt ein Prozeß zusätzlicher »Selbstrassifizierung« ein, und die Bewegung läuft in die rassistische Falle: Aus der Notgemeinschaft wird die von den weißen Rassisten behauptete Abstammungsgemeinschaft, eine Gemeinschaft angeblicher Blutsverwandschaft, aus der dann wiederum die Notwendigkeit des Gemeinschaftshandelns abgeleitet wird.

Die Notgemeinschaft der amerikanischen Schwarzen ist mehrheitlich in diese Falle getappt. Martin Luther King, Malcolm X in seinem letzten Lebensjahr, W.E.B. Du Bois, C.L.R. James und die Black Panther Party haben die Gefahr mehr oder weniger deutlich gesehen, alle anderen Theoretiker sahen sie nicht. Im Riot von Los Angeles zeigte sich jedoch erstmals empirisch, daß die Ableitung des Gemeinschaftshandelns aus der als »Black Community« gedachten Abstammungsgemeinschaft an deren innerer sozialer Polarisierung zunehmend scheitert.

Betrachtet man nur die Aktivitäten der Afro-Amerikaner, die ja als unmittelbar Betroffene des King-Urteils zunächst im Mittelpunkt aller Aktionen standen, so wird man nur noch wenige von den Elementen politischen Handels wiederfinden, die Assata Shakur beschrieb. Bei ihr heißt es noch: »Alle stellen sich auf. Die Leute warten.« Es ist das Bild einer organisierten Demonstration, die später vielleicht in eine Straßenschlacht mündet, bei der sich die Menschen jedoch an Vorstellungen eines zielgerichteten Gemeinschaftshandelns orientieren und sich dabei auf organisatorische Strukturen, Koordination und anerkannte Sprecher verlassen können.

In den 60er und 70er Jahren existierte ein weitverzweigtes Netz pazifistischer und militanter schwarzer Organisationen, die in der Regel auch an Bündnissen mit weißen Liberalen und Radikalen interessiert waren und deren Agitation unter den ärmeren Weißen noch 1968 zu einem großen »Poor People's March« auf Washington führte, an dem 50.000 Menschen teilnahmen, die Hälfte davon Weiße. Damals war das politische Ziel klar und übersichtlich: Es ging gegen das »equal but seperate« der Jim Crow-Gesetze in den Südstaaten, gegen die Apartheid in den Schulen und Bussen und schließlich um die erstmalige Garantie der Staatsbürgerrechte im ganzen Land. Für diese Ziele konnten praktisch alle sozialen Schichten der Black Community eintreten. Entsprechend waren die Aktionsformen der Civil Rights-Bewegung: Boykott von Verkehrsmitteln und Geschäften, Sit-Ins, Kampagnen zur Eintragung in die Wählerlisten, Hilferufe an die UNO, Aufbau schwarzer Gewerkschaften, Rechtshilfeorganisationen, Schulungseinrichtungen und anderer Massenorganisationen sowie die Gründung politischer Parteien wie der Mississippi Freedom Democratic Party. Die gemeinsamen Ziele waren für die Frau auf den Baumwollfeldern genauso wichtig wie für den schwarzen Geschäftsmann in Harlem.

Die optimistische Erwartung, daß die formale Gleichstellung auch zu einer Verbesserung der materiellen Lebensbedingungen führen würde, hatte seinerzeit alle Afro-Amerikaner erfaßt. Die schwarze Massenbewegung war letztlich davon überzeugt, daß der »American dream« auch der ihre werden könnte. Zu diesem Zeitpunkt waren die schwarzen Lebenswelten schon erheblich ausdifferenziert und umfaßten nahezu die gesamte Hierarchie der Berufe und

Einkommensgruppen. Noch innerhalb des Korsetts der »Rassengesetze« hatte sich ein schwarzer Mittelstand herausgebildet, doch selbst schwarze Millionäre konnten am Ende einer Reise nicht wissen, ob man ihnen ein Hotelzimmer vermieten würde.

Immerhin sah es zu Beginn der 70er Jahre für viele so aus, als hätte sich der Kampf gelohnt. Unter Johnson wurden die letzten Gleichstellungsgesetze verabschiedet, und selbst Nixon und Ford hielten es vor dem Hintergrund einer anschwellenden Opposition gegen den Vietnamkrieg, die auch die schwarze Bevölkerung erfaßt hatte, für angebracht, diverse Strukturhilfeprogramme zur Sanierung der Ghettos und besonders zur Stärkung der schwarzen Mittelklasse zu starten.

Die soziale Polarisierung

Zwanzig Jahre später ist die soziale Polarisierung der Black Community weit vorangekommen. Wo es früher nur 200 schwarze Volksvertreter und Wahlbeamte gab, sind es heute 6.000. Colin Luther Powell, 1937 in der South Bronx geboren, kommandierte die Vereinten Streitkräfte im Golfkrieg. Neben den Ghettos der armen Schwarzen sind abgeschirmte schwarze Villengegenden (im Volksmund »gilded ghettos« genannt) und schwarze Mittelstandsviertel entstanden. Weil für weiße Rassisten auch ein schwarzer Professor oder Arzt immer ein »Nigger mit Doktortitel« bleibt (ein Album der Rap-Gruppe NWA heißt deshalb »Niggers For Life«) sind auch die bessergestellten Schwarzen meistens gezwungen, in Sichtweite des »richtigen« Ghettos zu leben. Die Anzahl der Afro-Amerikaner mit einem Jahreseinkommen von 50.000 Dollar hat sich seit 1970 vervierfacht. Gleichzeitig errreichte oder überstieg der Anteil der Lohnarbeitslosen (und unter den gegebenen Bedingungen Lohnarbeitsunwilligen bzw. -unfähigen) in allen Ghettos die 40-Prozent-Marke.

Im Besitz der schwarzen Kapitalistenklasse (die Zeitschrift »Black Enterprise« spricht von »black-owned firms«, wenn sie zu 51 Prozent in »schwarzem Besitz« sind) befinden sich nur wenige Industriebetriebe. Neben einigen Banken existieren einige Großunternehmen, wie die Lebensmittelkette TLC mit 1.542 Millionen Dollar Jahresgewinn (Platz 259 in der Liste der größten US-Konzerne) oder Pepsi-Cola Of Washington mit 44 Millionen Dollar Gewinn.

Ein Teil der schwarzen Mittelständler ist unmittelbar an das Fortbestehen der Black Community gebunden und neigt deshalb zur nationalistisch-reformistischen Rhetorik (»mein Volk...«) und der Pflege des 92 Jahre alten Mythos' von einer separaten »black economy«. Aus ihrer Perspektive sind schwarze Kapitalisten die wahre Avantgarde im Befreiungskampf. Die Skepsis der kleinen Leute besänftigen sie mit wohltätigen Spenden, im Volksmund ironisch als »black tax« bezeichnet.

Nachdem die Black Community - im Unterschied etwa zu den Latinos, die bis heute kaum eine Stimme haben - während vieler Jahre über qualifizierte und charismatische Vordenker wie Martin Luther King, Malcolm X oder Eldrigde Cleaver verfügte, hat sie heute keine wirklich anerkannten Leader mehr. Die Funktionäre der alten Bürgerrechtsbewegung sind in Kirchen, Parteien, Rechtshilfeorganisationen und schwarzen Dachorganisationen wie der altehrwürdigen NAACP mit reformistischer Alltagsarbeit beschäftigt. Wenn es irgendwo brennt, werden sie von Bush empfangen - ohne sichtbare Folgen. Ihr Einfluß auf die Ghetto-Jugend ist daher minimal. Die letzte charismatische Figur aus der älteren Generation ist Louis Farrakhan, der Chef der rassistischen und antisemitischen Black Muslim-Sekte »Nation Of Islam«.

Die wirklich wichtigen »rule models« sind jedoch die jungen Rapper, die es in den vergangenen 15 Jahren fertigbrachten, ihre Community zum Sprechen zu bringen, die ihr »Identität« verliehen, die Vorstellung von »Unrecht« aufrechterhielten und eine gewisse »militante Haltung« kultivierten. Die Rapper machten das Ghetto wieder sichtbar, indem sie Millionen ihrer Platten an weiße amerikanische und europäische Kids verkauften. Einige Gruppen wollen nur die Sprache des Ghettos wiedergeben, und dazu gehören, neben der Verherrlichung teurer Markenartikel, auch die denkbar brutalsten Statements einer verrohten Generation männlicher Hoodlums. Andere bemühen sich - häufig von einem Black Power-Standpunkt aus - um Aufhellung der Zusammenhänge und rappen gegen »gangbanger«, Drogenkrieg und »black-on-black violence«. Zu den bekanntesten L.A.-Rappern - alles ehemalige Street Gang-Mitglieder - zählen Above The Law (Plattenuntertitel: »South Central Survival Kit«), Ice-T, Niggers With Attitude (NWA), Ice-Cube, Capital Punishment Organization (CPO), Comptons Most Wanted (CMW), der aus Samoa stammende Boo-Yaa Tribe und die Latin Rapper Mellow Man Ace, Kid Frost und Cypress Hill.

Hinter dem Einflußverlust der alten Führung verbirgt sich kein Generationenkonflikt, sondern ein inhaltliches Problem: Die Schwarzen haben die formale Gleichstellung erreicht. Solange ihre soziale Diskriminierung andauert, hat das zwar - der Fall Rodney King beweist es - immer wieder auch negative Rückwirkungen auf die formale Gleichbehandlung, aber eine gesetzliche Abschaffung der Gleichstellung ist momentan nicht zu erwarten. Für zivile Rechte konnten vor 25 Jahren alle sozialen Schichten der Community kämpfen. Wer aber soll gegen die extreme Ghettoisierung der Marginalisierten antreten?

Nachdem sich die soziale Spaltung vertieft hat, werden kollektive Schicksale zunehmend als individuelle interpretiert, vollzieht sich ein Prozeß der Herauslösung des Einzelnen aus den traditionellen Bindungen und damit ein Verlust von kollektivem Handlungswissen. Der Weg aus dem Ghetto scheint nur noch als individuelle Karriere denkbar zu sein. Auch wenn diese selten gelingt - an der Orientierung ändert das nichts. Wer kann, zieht in bessere Viertel. Nach Hollywood etwa, wie die Megastars des Rap, die den goldenen Revolver an der Halskette gegen einen Mercedesstern ausgetauscht haben. Seit Anfang der 80er Jahre ist auch eine Rückwanderung von Facharbeitern, Akademikern und Rentnern in den Süden zu beobachten.

Zurück im »echten« Ghetto bleiben diejenigen, die diesmal randalierten, der »Mob«, der sich ständig zwischen Kriminalität und passiver Armut zu entscheiden hat und sich darüber auch noch gegenseitig das Leben zur Hölle macht. Das Ghetto der Marginalisierten ist eine, wie der mittlerweile ebenfalls in Hollywood lebende Ex-Gangster und Rapper Ice-T feststellte, »geschlossene Anstalt«, aus der alle rauswollen. Draußen aber halten die meisten von ihnen es nicht lange aus und kehren deshalb rasch wieder zurück. In dieser völlig hoffnungslosen Situation gedeihen Formen des Massenwahnsinns: Wunderheiler, Jaguar-fahrende Sektenprediger, Killer mit Afro-centric-Stickern, Zuhälter in Malcolm X-Shirts, von Drogensüchtigen geleitete Street Gangs, deren Hobby das »drive-by shooting« ist, Verschwörungstheoretiker, die Polizeispitzel sind, und rassistische Eiferer, die gegen Koreaner hetzen. Doch - und das ist das Neue in South Central - dieser »Mob« wird zunehmend »multikulturell«.

Die neue Community

Was sich daher am Horizont des South Central-Riots abzeichnete, war eine Neudefinition von »Community«; nicht mehr als Abstammungsgemeinschaft, sondern als »ethnisch« heterogene Zwangsgemeinschaft von Marginalisierten. Noch sind die Trennungslinien zwischen den vielen Sub-Communities scharf gezogen - meistens markieren Highways und Durchgangsstraßen die Grenze zwischen Latinos, Schwarzen, Asiaten und anderen , aber während des Riots wurden sie temporär durchbrochen. Latinos, die den Fall Rodney King zunächst als Außenstehende verfolgten, stürzten Polizeiwagen um und beteiligten sich an der Plünderung schwarzer und koreanischer Läden. Auch schwarzen Plünderern war es vollkommen gleichgültig, ob ein Laden »black owned« war. Für die Annahme, der schwarze Geschäftsmann könnte ihr Verbündeter sein, konnten sie in der Realität offensichtlich keine Anhaltspunkte mehr finden.

Diese Notgemeinschaft der Marginalisierten ist in einer Art militärisch von außen und oben (Helicopter) bewachtem und von den Sozialbehörden durchleuchtetem Staatsreservat isoliert worden. Zugleich wurde sie auch weitgehend von der kapitalistischen Produktionsweise selbst abgeschnitten. Große Teile ihrer Bewohner sind nicht einmal mehr als industrielle Reservearmee gefragt. Alle ihre Forderungen richten sich daher unmittelbar an den Staat. Ihr Kampfmittel ist nicht Streik, sondern Rebellion. Wie im Gefängnis ist das die einzige Möglichkeit, auf sich aufmerksam zu machen und höhere Rationen durchzusetzen.

Die weißen Hauptverantwortlichen der »Rassifizierung« kommen in dieser Auseinandersetzung kaum noch vor, denn das weiße Amerika ist im Ghetto nur noch in Gestalt von Sicherheitskräften vertreten, die sich auch noch nachdrücklich um die Anwerbung »farbiger« Cops bemühen. So gesehen muß jeder »Rassenkampf« schon am Fehlen des Kontrahenten scheitern. Zusätzlich dramatisch wird die Situation der Marginalisierten durch den Umstand, daß es nennenswerte weiße Verbündete, also eine größere, radikale, gegen die Strategien der »Rassifizierung« gerichtete Bewegung heute nicht gibt. Auch die Mehrzahl der Schwarzen begaffte den Riot nur im TV und dachte nicht daran, die Rebellion zu verallgemeinern. Letztlich erwies sich auch die schwarze Studentenbewegung zum Protest zu schwach. Selbst aus dem angekündigten Boykott der Klausuren ist nichts geworden. Der Ausnahmezustand in San Francisco und die massive Polizeipräsenz in zwölf anderen Städten erstickte selbst die zaghaftesten Versuche, South Central zur Seite zu springen. Wäre die Situation *außerhalb* der Ghettos günstiger gewesen, dann hätte die Rebellion *im* Ghetto zum Signal für andere werden können. So aber verursachte der Funke des King-Urteils nur eine Implosion und keinen Steppenbrand.

Zu den selbstzerstörerischen Momenten des Aufstands, die durch die fehlende Außenunterstützung verstärkt wurden, gehörte auch die von vielen Schwarzen als »Bestrafung« gerechtfertigte Plünderung von Koreatown. Zwei koreanische Geschäftsleute hatten im vergangenen Jahr einen vermeintlichen und einen wirklichen schwarzen Dieb erschossen, woraufhin einige Sektenführer einen 133-Tage-Boykott organisierten und der Muslim-Rapper Ice-Cube den Titel »Black Korea« schrieb. Auch diese Auseinandersetzung folgt treu der weltweit gültigen Hautfarbenlehre, denn seit dem blutigen Triumphzug des kapitalistischen Europas um den Erdball ist die Haut der Herren weiß. Der Grad der Nähe der jeweiligen Hauttönung zu der des Herrn gilt international als Ausweis der Zugehörigkeit. In dieser Hierarchie steht der hellere Schwarze über dem dunkleren und der Asiate über dem Afrikaner.

Daß manche der eingewanderten Koreaner, die selbst Opfer weißer »Rassifizierungspraxis« sind, den Konkurrenzvorteil einer helleren Haut glauben nutzen zu müssen, gehört zum Wahnsinn dieser Konstruktion: Wenn erst einmal eine Seite - und das waren und sind die weißen Rassisten - mit der sozialen Etablierung von »Rassen« anfängt, dann verbreitet sich

dieser Irrsinn wie eine Seuche, weil er immer auch andere über den Zwang zur Gegenwehr dazu bringt, die »rassistische« Unterscheidung zu bestätigen.

Den selbst wie eine »Rasse« behandelten asiatischen Einwanderern fehlen Kapital und Beziehungen, um downtown mit den Supermarktketten konkurrieren zu können. Das macht sie zu Nachbarn der in den Ghettos Marginalisierten. Nur dort verwandelt sich ihr »kulturelles Kapital« in einen Konkurrenzvorteil: Unter den Bedingungen fehlender Ladenschlußzeiten wirkt sich ein kulturell geprägter »Familiensinn« plötzlich positiv aus. Ganz entgegen einer oft dem Kapitalismus unterstellten »immanenten Tendenz«, überall langfristig versachlichte, entpersonalisierte und verrechtlichte und daher gegen Geschlecht und »Rasse« gleichgültige Ausbeutungs- und Herrschaftsverhältnisse herzustellen, ist es gerade die Handlungsebene der Konkurrenz, die alle denkbaren Unterschiede zwischen den Menschen immer wieder sozial relevant macht. Klassenhabitus, ästhetische Codes, Titel, Verbindungen, Mitgliedschaften und schließlich auch Geschlecht und »ethnische« Herkunft entscheiden dann über Zugangschancen zu gespaltenen Arbeits-, Wohnungs- und Kreditmärkten. Wo die Teilnahme am gesellschaftlichen Reichtum als Konkurrenzkampf organisiert ist, werden die »feinen Unterschiede« zwischen den Menschen unter negativen Vorzeichen relevant gemacht. Die Verlierer dieser »rassifizierten« Konkurrenzkämpfe aber werden marginalisiert und ghettoisiert.

Bilanz: Im Mai 1992 starben in South Central/L.A. - hauptsächlich durch gezielte sowie verirrte Kugeln von Street Gangs, Plünderern und Ladenbesitzern - 55 Menschen (33 Schwarze, 14 Hispanics, 6 Weiße, 2 Asiaten). Die Cops konnten ungestraft 12 Schwarze erschießen. Insgesamt wurden 2.383 Menschen verletzt (davon 226 schwer) und 13.505 Personen (vorwiegend Schwarze sowie etwa 3.000 Latinos) festgenommen. Als »riot control forces« kamen 8.000 kalifornische Polizisten, 9.900 Nationalgardisten (darunter Jugendliche, die zuvor als Plünderer festgenommen wurden und gegen Kaution freikamen), 1.500 Marineinfanteristen (mit Invasionserfahrung in Panama und Kuwait), 1.600 Heeressoldaten sowie mehrere hundert FBI-Agenten zum Einsatz.

Günther Jacob ist freier Musikjournalist in Hamburg und Mitglied des DJ-Teams »Rulin'Sound«

Konkret 06/92, S. 42

Jochen Hippler

Neues von der Weltordnung

Gegen Libyen verhält sich die Uno wie eine Kolonialbehörde

Am 21. Januar 1992 verabschiedete der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen die Resolution 731. Darin brachte er seine »Beunruhigung« über immer noch vorkommende »Handlungen des internationalen Terrorismus in allen seinen Formen« zum Ausdruck, insbesondere über die »gegen die internationale Zivilluftfahrt gerichteten widerrechtlichen Aktivitäten«. Der Sicherheitsrat verurteilte erneut den Bombenanschlag auf das PanAm-Flugzeug über Lockerbie von 1988 und war »zutiefst besorgt über Untersuchungsergebnisse, durch die Beamte der libyschen Regierung belastet werden«.

Bekanntlich dreht sich der Streit zwischen den USA, Großbritannien und Frankreich einerseits und Libyen andererseits vor allem um das Ansinnen, zwei libysche Staatsangehörige (und vermutliche Geheimdienstmitarbeiter) auszuliefern. Interessanterweise tauchten das Wort oder der Vorgang der »Auslieferung« zweier Libyer im Resolutionstext nicht auf. Stattdessen wird etwas nebulös auf ein »Ersuchen um volle Zusammenarbeit bei der Feststellung der Veranwortlichkeit für die oben genannten terroristischen Handlungen« verwiesen und »mißbilligt«, daß Libyen dem bislang nicht nachgekommen sei. Worin dieses »Ersuchen« aber bestand - nämlich in der Forderung nach Auslieferung - wird an keiner Stelle des Textes deutlich. Damit blieb die Resolution 731 auf der Ebene der Meinungsäußerung des Sicherheitsrates, Drohungen oder Zwangsmaßnahmen waren im Text nicht vorgesehen.

Das änderte sich Ende März 1992. Der Uno-Sicherheitsrat verabschiedete die Resolution 748 - zur Verkündung eines Waffen- und Luftverkehrsembargos gegen Libyen. Dieser Beschlußtext bezieht sich auf die Januarresolution 731, bekräftigt die Verurteilung des Terrorismus, zeigt sich sogar »entschlossen, den Internationalen Terrorismus zu beseitigen«. Sehr schnell gerät dann aber die libysche Regierung ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Und im Gegensatz zu vielen früheren oder anderen Uno-Dokumenten läßt die Sprache dieses Papiers an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Der Uno-Sicherheitsrat »beschließt, daß die libysche Regierung nunmehr ohne weiteren Verzug« - das heißt: sofort - »den Ersuchen Folge leisten muß«.

Er »beschließt außerdem, daß die libysche Regierung sich verpflichten muß, alle Formen von terroristischen Handlungen und jedwede Unterstützung von terroristischen Gruppen endgültig einzustellen, und daß sie umgehend durch konkrete Maßnahmen ihren Verzicht auf den Terrorismus unter Beweis stellen muß.«

Falls diese Bedingungen nicht bis zum 15. April 1992 erfüllt seien - dem Jahrestag der US-Luftangriffe auf Tripolis und Benghasi von 1986 , würden eine Reihe von Zwangsmaßnahmen ergriffen. Die Resolution 748 sah in diesem Zusammenhang verbindlich vor, daß »alle Staaten« ein Luftfahrtembargo durchführen und jede militärische Zusammenarbeit mit Libyen abbrechen sowie eine Reihe weiterer Maßnahmen umsetzen würden. Die Details und die Legitimität der Sanktionen waren und sind zweifelhaft.

1. Das Verlangen nach Auslieferung der beiden libyschen Staatsbürger ist völkerrechtswidrig, darauf hat Prof. Jost Delbrück (Direktor des Instituts für Internationales Recht an der Universität Kiel) hingewiesen. Zwar verlangt das Montrealer Abkommen über Anschläge auf die Zivilluftfahrt die Verfolgung der Täter, aber es bietet alternativ die Auslieferung oder einen Prozeß im Heimatland. Selbst wenn beides nicht stattfinden sollte, werden keinerlei Zwangsmaßnahmen angedroht. Zudem ist in den meisten Ländern die Auslieferung von Staatsbürgern des eigenen Landes an einen dritten Staat illegal, so auch in Libyen.

2. Die Begründungen der Zwangsmaßnahmen gegen Libyen bestehen unter anderem im Hinweis auf einen allgemeinen Kampf gegen den Terrorismus. Der Sicherheitsrat begreift die Weigerung Libyens, seine Staatsbürger an Washington oder London auszuliefern, als »Bedrohung des Weltfriedens und der internationalen Sicherheit«, womit beide Begriffe juristisch reichlich weit gedehnt werden. Die Pointe dieser Argumentation ist ihre Breite. Sie nimmt Libyen allgemein unter Terrorismusverdacht und formuliert u.a., daß »die libysche Regierung ihren Verzicht auf den Terrorismus nicht durch konkrete Maßnahmen unter Beweis gestellt hat«. Der Pferdefuß dieses Arguments besteht darin, daß - vorsichtig geschätzt - zwei Dutzend Regierungen für internationale terroristische Akte verantwortlich sind. Außer auf Libyen trifft der Vorwurf mindestens auch auf den Irak, Iran, Syrien, Nordkorea, die Türkei und zahlreiche weitere Länder der Dritten Welt zu - aber auch auf beispielsweise Frankreich (Bombenanschlag auf das Greenpeace-Schiff Rainbow Warrior), die USA (Autobombe einer von der CIA finanzierten libanesischen Gruppe in Beirut am 8. März 1985 mit 80 Toten und ca. 200 Verletzten, um nur ein Beispiel zu nennen), Israel, Südafrika und andere.

3. Die amerikanischen und britischen Behörden behaupten, als Urheber des Anschlages auf den PanAm-Flug 107 die beiden Libyer Abdel Basset Ali al-Megrahi und Lamen Khalifa Fhimah identifiziert zu haben. Die Beweise seien eindeutig. Tatsächlich aber ist der Fall nicht aufgeklärt, ernste Zweifel bleiben. Die israelische Regierung macht weiterhin Syrien - nicht Libyen - verantwortlich, eine Position, die die US-Regierung bis zum Golfkrieg geteilt hatte. Erst als Syrien auf die

US-Linie einschwenkte, vertraten die USA plötzlich die Auffassung, daß nicht Syrien, sondern Libyen verantwortlich sei. 1986 sah es bezüglich des damaligen Bombenanschlags auf die Westberliner Disco LaBelle ähnlich aus. Damals begründete ein US-Diplomat, warum man Libyen und nicht Syrien bombardiert habe: »Syrien hat eine zu starke Luftabwehr und ist zu wichtig für den Friedensprozeß im Nahen Osten.«

Ende April dieses Jahres hat die US-Zeitschrift »Time« einen langen und sorgfältig recherchierten Artikel über das Lockerbie-Attentat publiziert, in dem starke Indizien gegen den syrischen Drogen- und Waffenhändler (und Schwager des syrischen Geheimdienstchefs) Monzer al-Kassar und gegen Ahmed Jibril (Chef der Volksfront für die Befreiung Palästinas) vorgelegt werden. Realistischerweise muß man heute davon ausgehen, daß die Annahme einer libyschen oder syrischen Urheberschaft weder bewiesen noch widerlegt ist. Trotz dieser Unklarheiten ist der Uno-Sicherheitsrat - bei fünf Enthaltungen - den Anträgen der westlichen Staaten gefolgt, Sanktionen gegen Libyen zu verhängen und von diesem Land rechtswidrig die Auslieferung seiner eigenen Staatsbürger zu verlangen.

Das Ziel der gesamten Operation ist nicht die Aufklärung eines Verbrechens und die Aburteilung der Täter. Die Untersuchungen sind taktisch und unter politischen Zielsetzungen geführt worden. Wichtige Zeugen wurden bis heute nicht befragt, Zweifel an der libyschen Täterschaft nicht untersucht, sondern beiseitegewischt. Das Ziel der Operation besteht darin, Muammar Gaddafi zu stürzen und so Libyen politisch zu »reorientieren« - ein Vorhaben, das die USA seit Jahren verfolgen und trotz ihrer Bombenangriffe bisher verfehlt haben.

Der Uno-Sicherheitsrat hat sich - nicht zum ersten Mal - zum Erfüllungsgehilfen der amerikanischen Politik machen lassen. Der Grund ist einfach: Er besteht in der Alternativlosigkeit der real existierenden Machtverhältnisse. Im Uno-Sicherheitsrat dominieren seine fünf Ständigen Mitglieder. Großbritannien, Frankreich und die USA haben sich unter US-Führung eng abgestimmt. Die Sowjetunion wurde durch die Russische Föderation ersetzt, die sich weder politisch noch wirtschaftlich in der Lage sieht, gegen die drei westlichen Länder zu agieren; zu groß sind inzwischen die Abhängigkeiten. Die VR China schließlich hat bereits im Golfkrieg einen Deal mit Washington gemacht, sich in potentiell kontroversen Fragen zu enthalten und als Gegenleistung nicht länger an den Pranger des »himmlischen Friedens« gestellt zu werden.

Die vielgepriesene neue Arbeitsfähigkeit des Uno-Sicherheitsrates beruht im wesentlichen darauf, daß momentan keines der Mitglieder sich der amerikanischen Führung in Fragen widersetzen mag, die für die eigenen Interessen nicht zentral sind. Und Libyen ist für keines der betroffenen Uno-Mitglieder so wichtig, daß es einen ernsten Streit mit Washington riskieren würde.

Die Uno, die zumindest potentiell den Machtansprüchen der Großmächte eine Grenze setzen und die Ent-Machtung von Außenpolitik durchsetzen könnte, spielt heute zwar eine größere Rolle in der Weltpolitik. Aber eben ausschließlich deshalb, weil sie heute sich für Großmachtpolitik besser instrumentalisieren läßt als früher. Selbst die eigentlich bescheidene Erwartung, daß die Stärkung der Uno zu einer stärkeren Beachtung des Völkerrechts führen würde, erweist sich als zu optimistisch. Die Uno ist auf dem Weg, ein Instrument der Starken gegen die Schwachen zu werden, eine Kolonialbehörde.

Jochen Hippler diskutierte in KONKRET 4/91 über den Golfkrieg

Konkret 06/92, S. 46

Thomas M. Scheerer

»Sehen Sie sich diese Kerle an!«

Was ist Haukaropora gegen Winnetou? Karl May hat mit seiner Schilderung der Indianer Lateinamerikas unsere Vorstellung von der »Dritten Welt« nachhaltig geprägt

Wenn Ihnen in der Flut von Publikationen zum 500. Jahrestag der Entdeckung Amerikas der Name Benito Juarez begegnet, wie klingt der dann? Etwa auch mit »jott« am Anfang, Betonung auf dem »u« und »tz« am Ende? Dann sind Sie wie ich ein deutscher Knabe gewesen und haben Karl May gelesen. Merkwürdig, dachte ich, wie hartnäckig diese erste, falsche Aussprache sich noch bei einem hält, dem Spanisches täglich begegnet, weil es zum Beruf gehört. Da taucht unter dicken Wissensschichten eine Erfahrung auf, die beim besten Willen nicht mehr auszulöschen ist, obwohl gesicherte Kenntnis sie dementiert. Der gute Benito war zuerst nur ein kleines Signal und wuchs sich dann zur Metapher für einen beunruhigenden Verdacht aus: Wenn ich, einst ein »May-Leser der üblich-einfältigen Sorte« (Arno Schmidt), diesen Ton nicht mehr loswerde, dann könnten an ihm weitere, ebenso frühe und vielleicht falsche Erfahrungen hängen, die (unbewußt?) bis heute nachwirken.

Benito Juarez! Vater Jaguar! El Sendador! Was mit den Namen auftaucht, sind die Bilder von Mexiko, vom Gebiet des Rio de la Plata und von der Andenregion. Hat Karl May mir (und wenn mir, dann vielen anderen, die ich »wir« und »uns« nenne) ein spezielles erstes Bild von Südamerika hinterlassen, das tief unten sitzt und fähig ist, durch später erworbenes Wissen wie auch durch unmittelbare Anschauung hindurchzubrechen? Um nachzuforschen, greife ich zu den alten Bänden. Ich weiß, liebe Karl-May-Spezialisten, gemessen an der reinen Lehre ist das ein Mißgriff. Die Texte wurden von ökonomisch und pädagogisch interessierter Hand »als frei knetbare Masse« (wieder Arno Schmidt) behandelt und afterphilologisch zurechtgemodelt. Aber bei allem Respekt vor Wiedenroths und Wollschlägers historisch-kritischer Arbeit, es hilft nichts: Aus den grünenBänden stammt mein erstes Amerikabild.

*Ja, die rote Rasse ist am Sterben! Von Feuerland bis weit über die nordamerikanischen Seen hinauf liegt der kranke Riese ausgestreckt, niedergestreckt, niedergeworfen von einem unerbittlichen Schicksal, das kein Erbarmen kennt. Dieses Schicksal bleibt nicht so unpersönlich und überhistorisch, wie es eingangs klingt, denn: Ganz unstreitig gehörte ihnen das Land, das sie bewohnten. Es wurde ihnen genommen. Welche Ströme Blutes dabei geflossen und welche Grausamkeiten vorgekommen sind, das weiß jeder, der die Geschichte der 'berühmten' Conquistadores gelesen hat. Nach ihrem Vorbild ist man dann später weiterverfahren.**

Das muß man ihm lassen: Er hätte uns mit der Einleitung von *Winnetou* zu kleinen Kolonialismuskritikern machen können, wäre nicht aus diesem Völkersterben schnell noch eine Lichtgestalt emporgewachsen, deren Faszination solch trübsinnige Darlegungen überstrahlte und uns in ihren Bann schlug: Winnetou, der Häuptling der Apachen. Und bei ihm sein Freund Old Shatterhand und das ganze tapfere Personal der Old Firehand, Sam Hawkens, Old Death, Hobble-Frank oder Tante Droll. Der Wilde Westen wird zum Lebensraum all der Helden, zum Schauplatz der Kämpfe und Rituale, zum Ort der mythischen Objekte, die so bekannt sind, daß sie hier nur angetippt zu werden brauchen. Die Liste ist lang genug: das Fährtenlesen, Ausspähen, Anschleichen, Überlisten; der scharfe Blick, der kluge Gedanke, der sichere Schuß; die Wechselbäder von Gefangenschaft und Befreiung; das Ausgraben des Kriegsbeils, das Martern der Feinde, das Rauchen der Friedenspfeife; die Requisiten Totem, Medizinbeutel, Federschmuck, Tomahawk; Silberbüchse, Henrystutzen, Bowiemesser und so weiter und so fort. Nicht zu vergessen die eindeutig sortierten moralischen Qualitäten: das richtig Böse an den Bösen, hinterhältige Gewalt, Lüge, Betrug und Verrat. Das richtig Gute an Winnetou und Old Shatterhand, edle Gewalt, Ehrenwort, Treue, Menschenliebe. *An einem Sterbebett zu weilen, ist eine ernste Sache, hundertfach ernst aber, wenn es dabei um eine ganze Rasse geht. Da steigen viele Fragen auf, vor allem die: Was hätte diese Rasse leisten können, wenn man ihr Raum und Zeit gegönnt hätte.* Die (ausweichende) Antwort auf diese Frage ist der Winnetou und Old-Shatterhand-Mythos.

Aber: Von Feuerland bis hoch in den Norden? Der Faszinationsraum Wilder Westen umfaßt genau besehen nicht mehr als den Südwesten der Vereinigten Staaten und gelegentlich den Norden Mexikos. Kinder sind auch beim Lesen unerbittlich, und die Erinnerung an Jugendlektüren trägt das damalige, absolute Geschmacksurteil noch in sich. Mir jedenfalls war es auf dem Weg in den Süden immer irgendwie langweilig geworden. In *Benito Juarez* und umgebenden Romanen ging es ja noch, denn das nördliche Mexiko erschien mir wie ein verlängerter Wilder Westen. Aber weiter südlich hatte sich die Abenteuerwelt völlig verändert, und zwar nicht zu ihrem Vorteil. *Am Rio de la Plata, In den Kordilleren* und *Das Vermächtnis des Inka* waren also nicht gerade meine Favoriten. Dennoch muß ich aus diesen drei Romanen eine Menge gelernt haben, denn woher sonst sollte mein Bild von der Pampa, vom Gran Chaco und von den Anden rühren? Karl May ist ja auch ein fleißiger Realist und bewußter Pädagoge. Lesen Sie nur nach, wie er den Stierkampf in Montevideo beschreibt oder erklärt, was ein Gaucho ist. Da stimmt - beinahe! - jedes Detail. Zum Beispiel der Chiripá: Er heißt zwar fälschlich »die Chiripa« (ein läßlicher Lapsus im Vergleich zu den sonstigen sprachlichen Abenteuerlichkeiten über die ich

mir jeden Spott verkneife, weil ich sie damals nicht bemerken konnte), wird aber ansonsten einwandfrei beschrieben: *Das ist eine Decke, die der Bewohner der Pampa schräg um die Hüften schlägt, vorn und hinten emporzieht und dann um den Leib legt, wo sie von einem Gürtel festgehalten wird.* Mittels unzähliger Definitionen dieser Art (*Das ist*) hat sich die Welt des typisch Südamerikanischen zum ersten Mal entfaltet, von der Bevölkerung (Weiße, Mestizen, Indios) und ihren Lebensräumen (Städte, Ranchos, Haciendas, Estancias) bis zu ihrer Wirtschaft (Rinder und Pferdezucht) und ihren Sitten (Mate-Tee, Tertulias, Rodeos). Selbst Details aus der vorkolumbianischen und der Eroberungsgeschichte: Als ich vor Jahren zum ersten Mal in einem südamerikanischen Museum einen Khipu sah, da war mir, als habe Karl May schon erklärt, was das ist. Richtig: Der Inka-Schatz kann nie wieder gefunden werden, weil mit dem Sendador der Khipu und die sein Rätsel lösende Zeichnung untergehen (Schluß von *Kordilleren*). Und warum hat mich in den Geschichtsbüchern Pizarros verräterischer Mord am letzten Inka nicht mehr sonderlich aufgeregt? Vielleicht, weil ich die Empörung über diese historische Schandtat schon im literarischen Jugendleben abgearbeitet hatte (im Schlußkapitel vom *Vermächtnis*). Doch, doch, viel gelernt. Dennoch ist dieser Süden nicht so hartnäckig und vollständig im Gedächtnis geblieben wie der Wilde Westen. Gründe dafür deuten die folgenden Beobachtungen an. Sie sind aus den drei Romanen eklektisch zusammengetragen, aber ich denke, der Befund »stimmt« trotzdem.

Erinnern Sie sich, mit welcher Begeisterung jener junge Mann, der bald Old Shatterhand heißen sollte, das Leben eines Westmannes gelernt hatte? Wie er seine Lehrmeister durch Kraft, Mut und Geschicklichkeit verblüffte? Nun kommt er mit (wie heißt es im Bewerbungsdeutsch:) langjährigen Erfahrungen an den Rio de la Plata und findet schon in den Städten allerlei Unbehagliches. *Die Kaffeehäuser taugen nicht viel, ganz abgesehen davon, daß man da nicht Kaffee, sondern Mate, also Paraguaytee, zu trinken bekommt.* Er muß sogar beim Bezahlen aufpassen: *Die Einheimischen beuteten die Unkenntnis des Fremden in abscheulicher Weise aus.* Hier wird er wohl nicht heimisch werden, denn selbst die Geselligkeit stößt ihn ab: *An einem deutschen Skat mag man sich beteiligen, an einem südamerikanischen Juego aber nicht.* Also nichts wie weg hier, aber am besten zu Pferde, statt mit der Postkutsche: *Auf diesen argentinischen Fahrzeugen ist ja kein Mensch seines Lebens sicher.* Fern der Städte, in der Pampa, bietet sich Gelegenheit, »den« Gaucho näher kennenzulernen. Auch der ist nicht so ganz überzeugend. Zwar kennzeichnen ihn eine *ungemeine Freiheitsliebe* und *seine Ehrlichkeit*, aber Bildungsmangel und ständiger Umgang mit wilden Tieren bedingen, *daß er zarteren Regungen vollständig unzugänglich ist*. Das Schlimmste aber: Der Gaucho ist *vollständig gefühllos gegen sein Pferd*. Stellt man die Zitate in einiger Dichte zusammen, dann fügen sie sich wie zum Diskurs des mosernden Massentouristen unserer Tage. Die Leute hier... Und überhaupt die ganze Gegend...: *Die Pampas sind bei weitem nicht so wildreich wie die PrärienNordamerikas*. Fische fangen kann man, na gut, aber was ist das gegen den mannhaften Kampf mit Grizzlybären oder die Jagd auf Büffelherden. Und Krokodile kann man eben nur platt erschießen, die lassen sich nicht waidgerecht mutig-listig besiegen.

Vor dem endgültigen Aufbruch in die Wildnis muß unser Held sich für seine Kleidung auslachen lassen. Er trägt den bekannten weißledernen Anzug eines nordamerikanischen Westmannes. Seinem einheimischen Gastgeber erklärt er ausführlich die Vorzüge des Gewands, und so lernt man implizit, daß die Bevölkerung Südamerikas es offenbar nicht einmal geschafft hat, eine ihren Lebensbedingungen angemessene Kleidung zu entwickeln. Old Shatterhands vestimentärer Beschluß (*Ich bin bereits mit einer guten Ausrüstung versehen. Ich werde dieselbe Kleidung anlegen, die ich in der Prärie getragen habe.*) läßt sich auf sein ganzes Verhalten übertragen: Er lebt so, wie er es im Wilden Westen gelernt hat, und er fährt überaus gut damit.

Hier beginnt die Langeweile. Einer kann noch so ein Held sein: Wenn das Land nichts Rechtes ist und seine Gegner nichts taugen, kommen weder hehrer Kampf noch edle Dramatik zustande. Er ist ja gewarnt worden: *Wer sich, wie Sie, mit den Rothäuten und wilden Tieren des Nordens herumgeschlagen hat, der wird meinen, über den Gran Chaco lächeln zu können*. Und tatsächlich, wo immer Indios auftauchen, ist nichts Gefährliches mit ihnen anzufangen, weil sie *keineswegs den Eindruck machten wie etwa die Sioux, Apatschen oder Komantschen. Sie sahen verkommen, unselbständig und gedrückt aus.* Wer sich daran erinnert, welch dreckige und verlauste Schwachköpfe die Komantschen waren, der ahnt, wieviel unheldisches Elend hier erst herrschen muß. Schon die Physiognomie läßt das (im Guten oder Bösen) Markante vermissen: *Sie hatten die bekannten nichtssagenden Gesichter der südlichen Roten*. Die berühmten äußeren Abzeichen einer differenzierten Stammeskultur fehlen ebenso: *Denken Sie etwa, das wäre hier so wie bei den Indianern Nordamerikas? Dort hat freilich jeder Stamm seine besonderen Merkmale, seine eigene Kriegsfarbe. Hier aber ist das anders. Sehen Sie sich diese Kerle an! Wie sind sie gekleidet? Eine weiße Leinwand oder Kaliko-Hose und ein ebensolches Hemd darüber, einen uralten Hut oder irgendeinen ähnlichen Fetzen auf dem Kopf. Sind das Unterscheidungsmerkmale?* Diese Kerle sind auch sonst nicht viel wert. Selbst in großer Überzahl scheuen sie den offenen Kampf: *Die Zahl der Roten tut nichts zur Sache. Sie reißen vor den Gewehren aus*. Und wenn man sie doch zu packen kriegt und denkt, jetzt kann es richtig schön handgemein werden, dann ist es auch wieder nichts. Der Hüne Hans Larsen beschwert sich jedenfalls: *Wenn man sich nicht sehr in acht nimmt, so greift man durch diese zarten La-Plata-Leute gleich durch und durch. Und geradezu zerdrücken wollte ich doch keinen*. Aber wie alle Feiglinge sind sie heimtückisch, und so schießen sie Blasrohrpfeile aus dem Hinterhalt: *Ich will lieber zwanzig Sioux mit Schießgewehren und Tomahawks im offenen Kampf begegnen als einem einzigen hiesigen Roten, der mich, wenn er böse Absichten hat, mit einem vergifteten Pfeil unschädlich macht*. Groß kann

die Sorge nicht sein, denn der importierte Lederanzug schützt auch gegen derartige Hinterlist. Aber Heimtücke hin, Feigheit her: Meistens sind die Brüder einfach nur dumm. Hätte Winnetou selbst bei einer Siegesfeier vergessen, Wachen aufzustellen? Diesen hier unterläuft das (*nach einem solchen Erfolg sind diese südamerikanischen Roten wie betrunkene Kinder*), und so kann man ihnen in aller Seelenruhe die Pferde stehlen. Am meisten nehme ich ihnen übel, daß sie meinen Helden und mir die Spannung am Anschleichen und Aushorchen genommen haben. Vater Jaguar und der alte Geronimo können unbekümmert sein: *das lange, graue Haar des Alten hätte, wenn man in Nordamerika und auf einer Streife gegen die dortigen Indianer oder weißen Jäger gewesen wäre, zum Verräter werden können. Aber die Leute, mit denen man es hier zu tun hatte, besaßen nicht so scharfe Augen*. Auch Old Shatterhand geht es leider ganz locker an: *(Ich hatte es) nicht mit Apatschen oder Sioux zu tun.Ich brauchte mir also keine Mühe zu geben*. Kein Wunder, daß nicht einmal die Pferde dieser stumpfsinnigen Gesellen etwas taugen. Man kann sich unbemerkt bis auf sechs Schritte heranschleichen: *»Dumme Geschöpfe!«, flüsterte der Deutsche... »Ein Komantschenpferd würde so laut schnauben und so auffällig zurückweichen, daß wir sicher entdeckt wären.«*

Und die raffinierteren Rituale des Wilden Westens? Wissen Sie noch, was ein zünftiges Martern alles erfordert und bedeutet? Der gefangene Feind wird gesund gepflegt und dann zu Tode gemartert; je langsamer und qualvoller, desto besser für seine Ehre und sein späteres Ansehen in den Ewigen Jagdgründen. Will er der Ehre besonders würdig sein, dann singt er vom Marterpfahle her und schmäht die Feinde. Im Süden - kein Denken dran. Die bloße Drohung bringt das Opfer gleich zum Reden: *»Ja!« entgegnete ich, um ihn einzuschüchtern. »Die Tobas wollen dich martern.« Die Indianer Südamerikas sind bei weitem nicht so unempfindlich gegen Schmerzen wie die der Vereinigten Staaten. Das zeigte sich hier, denn Venenoso bat schnell: »Tut es nicht!«*

Aufschlußreich also auch, was nicht vorkommt: Ehrenkodex der Indios, rituelle Insignien, Mythologie, Gefühlswelt. Das überaus prominente »Uff!« (im Norden: *Keiner versteht es so, wie der Indianer, eine Welt voller Gefühl in einen einzigen Laut zu legen*) geht den Südmännern ebenfalls ab. Es wird schon so sein, wie Geronimo den Vater Jaguar aufklärt: *Es ist wirklich schade um die tapferen, kühnen Männer, von denen du uns erzählt hast. Aber unsere südlichen Indianer besitzen diese Tugenden nicht.* Also ist es um sie auch nicht schade.

Es drängen sich zwischendurch zwei Fragen auf, die ich nicht beantworten, aber kurz bedenken will. Erstens: Ist was dran, an der Dekadenz der südlichen Indianer? Den »Realanteil« in den Schilderungen messen zu wollen, hielte ich für ein halsbrecherischesUnterfangen. Doch nehmen wir an, jemand richtete seine Neugier darauf und könnte plausibel machen, daß die Darstellungen Mays so wirklichkeitsfern nun auch wieder nicht sind. Er müßte dann zugleich bestätigen, daß die nördlichen Indianer über jedes Maß hinaus idealisiert erscheinen. (Oder will jemand beweisen wollen, die Apachen seien »wirklich« die bessergestellten roten Brüder gewesen und hätten leider heruntergekommene Verwandte im Süden gehabt, im »Hinterhof« der USA etwa...?). Und dann würde man Erklärungen dafür suchen müssen, warum die Idealisierung im Wilden Westen funktioniert, im tatsächlich ja auch wilden Süden aber nicht. Die Antwort liegt zugleich in der realen Geschichte und in den aus ihr erwachsenen literarischen Mythen. Die Eroberung Nordamerikas war auch bei uns früh (seit dem Jungen Deutschland) zur Verheißung eines Landes der Freiheit geworden. Parallel dazu zeichneten die Abenteuerbücher eines Cooper oder Gerstäcker das gloriose Bild der um ihre Existenz kämpfenden Indianer. Hier trafen also von jeher ‘gleichwertige’ Helden aufeinander: Sitting Bull! General Custer! Die Kolonisierung des Südens, ohnehin weniger bekannt, hat eine derart mythenfähige Geschichte nicht hervorgebracht. Die ethnischen und politischen Verhältnisse waren vielfältiger und unklarer; die weißen und mestizischen Herrschenden oft korrupt; die Indianer schlecht zu identifizieren, weil zersplittert, verstreut oder schon vernichtet. So bot sich für May, der ja nie vor Ort gewesen ist, eine gegen die hochgemuten Mythen des Nordens abfallende Materialbasis. Details kann man im Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft von 1979 nachlesen.

Zweitens: Entsteht der abschätzige Blick auf die Roten Südamerikas aus Gründen, die mit ihrer realen Lage nicht das Geringste zu tun haben? Karl Mays literarische Reisephantasien erschließen »Traumräume« für die Psychomachien eines »auf Gedankenreisen verbannten Ich« (Wollschläger), und in diesem Reich sind wohl jegliches Personal und alles Handeln privatmythologisch-allegorisch »gemeint«. Also dürfte May sich via Old Shatterhand/Vater Jaguar mit Konkurrenten und Projektionen des Ich herumschlagen, zum Beispiel mit der faszinierend-abstoßenden (und am Schluß schuldfrei abgestoßenen) Vaterfigur Sendador. Möglich, daß die psychodramatischen Zwänge der Phantasie sich diesmal der Indianer gar nicht erst bemächtigt haben, auch nicht eines herausgehobenen einzelnen (es gab ja schon, im Norden, Winnetou). Die Indios wären dann nur Staffage, lästige, weil ethnographisch notwendige Stofflichkeit. Und das merkt man. Ich will mal vermuten, daß die ‘May-Leser der unüblich-intelligenten Sorte’ manche Antwort schon haben oder zu finden wüßten.

Doch das gehört in einen Fortgeschrittenenkursus, der ja für die atemberaubende Mehrheit der Karl-May-Fans nie stattfindet. Der lesende Normalknabe begegnet den Rothäuten als nicht weiter vermittelten, direkten Abbildern von Wirklichkeit. Es sind im Doppelsinne »erlesene« Abbilder, weil sie aus heißgeliebten Büchern stammen und weil sie die Klarheit jener ersten Bilder haben, die sich umso fester einprägen, als sie noch konkurrenzlos sind. Und dieses klare erste Bild steht schon gleich als: Nord-Süd-Gefälle da. Die Indianer des Nordens sind »positiv«, die des Südens »negativ« besetzt. Karl May hat in seinen Erinnerungen (*Ich*) einmal bestätigt, daß er die Welt für seine Zwecke in zwei Hälften

eingeteilt und in der einen, orientalischen, das weibliche Prinzip Marah Durimeh, in der anderen, amerikanischen, das männliche Prinzip Winnetou angesiedelt habe. Angesichts der Südamerika-Romane sollte man vollständiger so deklinieren: Deutschland (Erste Welt), Nordamerika und Orient (Zweite Welt), Südamerika (Dritte Welt). Karl May hat mir meine erste Dritte-Welt-Vorstellung verschafft.

Nichts ist fruchtloser als die Spekulation über tatsächliche Wirkungen solcherart »erlesener« Weltbilder. Aber hier liegt das Potential so offen zutage, daß Vermutungen richtig Spaß machen: Jede neue Kenntnis von den nordamerikanischen Indianern kann sich an oder über ein ursprünglich günstiges, eben das Winnetou-Bild, lagern; jedes neue Wissen über die Indios des Südens muß mit dem negativen Frühbild konkurrieren, wenn es überhaupt konkurriert und nicht als Völkerklischee dem Sog der Selbstverstärkung anheimgegeben ist. Die Ureinwohner Nordamerikas pflegen ihre Sitten? reklamieren ihren Boden? fordern ihre Rechte? Alles enterbte und gefallene Winnetous, aber eben noch Winnetous! Die Indios in einem lateinamerikanischen Land protestieren gegen die »Feier« ihrer halbtausendjährigen Ausbeutung und Dezimierung? : *Legen Sie überhaupt nicht den Maßstab der Apatschen oder Komantschen an die Indianer des Gran Chaco! ... Sie sind ein verächtliches und verkommenes Gesindel.* Was wir als Kinder dem Karl May geglaubt und nach seinem großen Regelwerk gespielt haben, das spielt sich (nicht erst seither, aber bis heute) im Weltmaßstab ab. Der Uruguayer Eduardo Galeano bringt es auf den aktuellen Punkt: »Gegen die lebenden Indios gehen die Umsiedlungen, die Plünderungen und Ausrottungen weiter: Die modernen Kommunikationsmedien, die die Verachtung verbreiten, lehren die Besiegten die Verachtung ihrer selbst. Im Zeitalter des Fernsehens spielen die Indiokinder Cowboy, und selten findet sich eines, das die Rolle des Indianers übernehmen will.« Im Lebenszeitalter des Karl-May-Lesens - und das kann ewig dauern, denn seine »Bilderwelt kommt den Vorstellungen der Kinder zwischen acht und achtundachtzig... ‘biogenetisch’ entgegen« (immer wieder Arno Schmidt) - war und ist es ebenso: Alle spielen Winnetou und Old Shatterhand, wer würde Old Shatterhand und Haukaropora spielen?

»... lehren die Besiegten die Verachtung ihrer selbst«: Die Frage nach dem Überleben der Indianer hat Karl May uns eindeutig und abschlägig beantwortet. *Was können Vorwürfe helfen, wo überhaupt nicht mehr zu helfen ist!* In den Kordilleren verbringt Old Shatterhand eine schlaflose Stunde und wälzt *wieder die alte Streitfrage*, bis die beruhigende Kraft des Faktischen obsiegt: *Der Rote kämpft um sein gutes Recht, aber vergeblich, er ist ein sterbender Mann.* Solche Situationen bieten sich für kräftige symbolische Verkleisterungen an. Auch diese »Kultur«technik haben die grünen Bände früh vorgemacht, und: wiederum Nord von Süd geschieden. Wie war es noch bei Winnetou? Klekih-petra und Old Shatterhand erziehen den geborenen Edel-Indianer zum Agenten ihrer Sache: zum christlich und deutsch fühlenden Märtyrer, der, nach Rettung der Kirchenglocke, bei der Aufopferung für deutsche Siedler, unter Absingen eines Ave Maria, in den Armen des deutschen Freundes, aufs Melodramatischste sterben darf. Kurz und pedantisch: Die symbolische Form ist sentimentale Überhöhung, ihr Inhalt deutschtümelnde Humanitätsduselei. Winnetou wird eine mächtig orchestrierte Apologetik zuteil, deren weltweiter Nachhall bis heute neben Pierre Brice so manchen Indianerhäuptling vom touristischen Dienst ernährt.

In den Kordilleren finden sich anfangs ähnliche Voraussetzungen. Dort wirkt der alte Desierto, ein emigrierter Deutscher, der (wie Klekih-petra) seine einstigen Missetaten nun an den Indianern praktisch abzubüßen versucht. Die Erfolge sind enorm: Der einst wilde Toba-Stamm hat Gemüsegärten mit Kartoffeln und Kräuterpflanzen, er baut Tabak an und stellt Zigarren her. Ja: *Ich habe meine Roten das regelrechte Schlachten, Wurstmachen, Pökeln und Räuchern gelehrt.* Na, da wäre aber jedes heutige Ministerium für Entwicklungshilfe entzückt. Ein bißchen paternalistisch ist der gute Alte zwar (*Der Rote ist bei weitem nicht der lernfaule Mensch, für den er meist gehalten wird. Stellen Sie ihn nur unter die richtige Leitung..., dann werden Sie bald merken, daß er bildungsfähig ist*), aber seine Effektivität bringt es immerhin fertig, den Indios die hauswirtschaftlichen Autarkieträume deutscher Kleinbürger und -gärtner zu erfüllen. Unrealistisch ist das Bild übrigens nicht: Es reflektiert wohl die Segnungen der deutschen Mission des 19. Jahrhunderts in Südamerika. Aber unpassend ist es für die innere Logik der Geschichte vom sterbenden Mann, denn warum sollte der noch fortgebildet werden? Also sorgt die Romanhandlung dafür, daß Desierto in die Heimat zurückkehren und sich dort ein Rittergut kaufen kann. Mit ihm wird die (passend so genannte) Unica gehen und sich von der letzten Toba-Prinzessin in die Gattin eines netten jungen Deutschen verwandeln. Schön für sie, denn *sie ist deutsch erzogen und fühlt eine große Sehnsucht, Deutschland kennenzulernen.*

Was bietet die Domestizierung ins Deutsche verglichen mit Winnetous tränenreizend-herzerstickender Überhöhung? Langeweile, nichts als gutbürgerliche Langeweile. Auch der letzte Inka-Prinz Haukaropora (stets nur mit der ihm angemessenen Kosekurzform »Hauka« belegt) bleibt im Vergleich zum entrückten Häuptling der Apachen ein blasses Jüngelchen - *ein einsamer Knabe, obgleich seine Ahnen einst mächtige Sonnenkönige waren*. Er lernt schnell, daß der Urväter Goldschatz ihm nur Verderben brächte: *Die Geschichte meines Volkes ist zu Ende; die Vergangenheit geht mich nichts mehr an, und ich will nur noch vorwärts blicken*. Brav, der Kleine, aber wie macht man das? Nun, das beste ist, *ein Mann zu werden, den Arbeit ehrt; Genuß im Nichtstun aber schändet*. Und wo arbeitet es sich am besten? Der imaginär letzte Inka-Prinz, direkter Sproß des historisch letzten Inka-Herrschers Atahualpa, streift vermutlich heute noch durch Sachsen, denn er *hat die Forstakademie in Tharandt besucht und ist Jäger geworden.* - Oh, Winnetou! Karl May hat uns

Deine Verehrung und die Verachtung Deiner roten Brüder in Südamerika gelehrt. Ich möchte nicht entscheiden müssen, was schlimmer ist.

*Alle kursiven Passagen stammen von Karl May

Thomas M. Scheerer schrieb in KONKRET 12/91 über T. H. Donghis Geschichte Lateinamerikas

Konkret 06/92, S. 50

Elfriede Jelinek

Wir sind hier die Fremden

Der österreichische Schriftsteller Michael Scharang hat einen Roman »über die Bodenlosigkeit unseres friedlichen alpinen Seins« geschrieben: »Auf nach Amerika«

Die Herren der Dörfer sind immer und endgültig zuhause, wo sie sich Heimeligkeit bereitet haben. Sie haben sich dieses Gericht gut zubereitet, und keiner kann ihnen die Töpfe wieder wegnehmen, in denen sie die Menschen einkochen, die ihrer Gewalt unterstellt sind. Die Kontinuität dieser Gewalt ist nie unterbrochen worden. In Österreich hat immer das System des Klerikalfaschismus, diese Mixtur aus Kirche und angemaßter Steirer-(Kärntner-)Anzugsautorität geherrscht, eine geisterhafte Geisteshaltung, für die die Nazis noch zu modern gewesen sind, wenn sie auch besonders leicht und schlüpfrig unter die Gamsbärte Österreichs krochen, wo sie immer noch eine Zweitwohnung haben.

Dies exemplarisch beschrieben zu haben ist das große Verdienst von Michael Scharangs neuem Roman »Auf nach Amerika«.

Nach dem Sieg des Kapitalismus scheint kein ideeller utopischer Raum für gesellschaftskritische Literatur mehr vorhanden zu sein, denn das, wovon die Linke geträumt hat, scheint, einem offenbar universellen, allgemeingültigen gesellschaftlichen Konsens entsprechend, in der gleichen Unheimlichkeit erstarrt zu sein, die tief im Boden unter dieser heimatlichen Heimeligkeit vergraben ist, auf die die rechten Heimatdichter sich berufen, wenn sie in ihren Musikantenstadeln und Volksmusikabenden ihr behäbiges In-der-Welt-Sein aus der Futterkrippe schlabbern. Bis zum Schlangennest darunter kommen sie nie, denn die Sendung ist vorher zuende. Aber Scharang reißt das Heu auseinander, keine Sorge!

Wenn Gesellschaftskritik, vor allem eine künstlerisch sich äußernde, heute integriert und preisgekrönt, neutralisiert worden ist, so gilt es jetzt, sich in der Welt zu halten, indem man ihren Boden anbohrt, damit einen die Bodenlosigkeit unseres friedlichen alpinen Seins anstarren kann: Ist der große Stilist und Sprachkünstler Thomas Bernhard oberflächlich völlig mißverstanden worden als ein Gesellschaftskritiker (der er nie war, denn seine Kritik war gegen ALLES gerichtet, war letztlich Stilmittel, das Geschimpfe des Stammtischs, an dem jeder mit jedem recht hat, was er GEGEN etwas sagt), so ist die literarische Gesellschaftskritik Scharangs in »Auf nach Amerika« schon insofern besser motiviert, als sie nicht nur auf den Punkt gebracht, sondern auch durch sein theoretisch-essayistisches Werk abgesichert ist.

Scharangs Kritik an den österreichischen Herrchen des Seins, die sich uns an die Fersen heften und jederzeit hineinbeißen können, wenn es ihnen gefällt, ist keine zwanghaft-habituelle wie bei Bernhard, sie überzieht nicht den Text wie ein Firnis aus Schleim, wird nicht zum Sprachritus, der den Text in seinen Fängen hält, sondern sie zeigt darauf: Die Herren des Todes, die, indem sie alles ringsum zutode gebracht und sich längst wieder auf ihre fahlen Pferde gesetzt haben, sie sollen aus ihrer behaglichen Heimathaftigkeit wieder herausgerissen und benannt werden. Sie glauben, als einzige das Recht des Wohnens hier zu haben, und die anderen, die neben ihnen auch nur Blumenbeete zu pflanzen wagen (wie die Figur der Großmutter in Scharangs Roman, die ein Narzissenbeet in Form eines Judensterns pflanzt und dafür vom Nazi-Arzt fast erschlagen wird), haben sie längst vertrieben. Nach dem Krieg, als diese Unmenschen, nach einer kurzen Schrecksekunde, wieder darangehen, ihre Herrschaft aufs neue zu etablieren, diese Schreckensherrschaft der ländlichen Bauunternehmer, Notare, Ärzte, Apotheker, Geschäftsleute, wird die Großmutter ihrerseits den Arzt, der ihr ein Bein abgenommen hat, mit der Krücke erschlagen und verschwinden. Nach Amerika? Da diese geistlichen wie ungeistigen Herren hier daheim sind, kann ein Daheim nur ein Anderes, wo anders sein. Kann man ihnen nur im Tod entkommen, da das Dasein im Leben immer schon an sie, diese Herren des Un-Heimlichen verfallen scheint?

»Diese Typen hier, alterslos, weil sie den Geist, den sie verkörpern, für ewig halten und weil sie ihr Fortleben gesichert wissen durch ihren geistigen Nachwuchs, diese Nazis... die hasse ich. In ihrer ersten Glanzzeit, unter Hitler, konnten sie ihre Menschenverachtung vollkommen ausleben: als Menschenvernichtung. Im Österreich nach dem Krieg, in ihrer zweiten Glanzzeit, konnte ihr Vernichtungsdrang sich nicht mehr uneingeschränkt austoben. An den Körpern durften sie sich nicht mehr vergreifen, denn Mord ist in unserer Demokratie nicht einmal als Todesstrafe erlaubt. Das trifft sie, aber nicht hart: Sie disponieren um. Sie stellen sich auf die neuen Möglichkeiten ein und gehen daran, Seele und Geist zu vernichten.«

So spricht der Held des Romans zu Maria, seiner Freundin. Die beiden haben mit vierzehn, also eigentlich noch als Kinder, eins der ungeheuerlichsten Paare gebildet, die die neue Literatur kennt. Erdmenschen fast, in einem Loch lebend, Hilfsarbeiter unter dem örtlichen Bauunternehmer, einer Art Duodezfürsten der Provinz. Maria ist die Tochter eines hohen ÖVP-Politikers und weithin bekannten Kinderschänders und einer Unternehmerin. Sie flüchtet, nachdem der Vater sich an ihrer besten Freundin vergriffen hat, in die Unsichtbarkeit des offenen Landes, und beide, sie und der Ich-Erzähler, wollen nach Amerika aufbrechen, was ihnen später auch tatsächlich gelingt.

Scharangs Spielraum für seine Figuren ist ein auch erzähltechnisch kunstvoll verwobenes Imaginationsgeflecht. Vom Märchenhaften der Großmutter-Welt in der Exposition der Figuren und dem lakonischen Exotismus in der Schilderung des Indianerstammes der Maumees, bei dem die jungen Leute die Großmutter wiederzufinden hoffen, der weit entfernt ist vom bildungsbürgerlichen Déja Vu der klassischen Reiseliteratur, wo alles immer dort ist, wo man je schon war, bis zur boshaften Dialog-Lakonik des - endlich in die Gegenwart verpflanzten - ständig streitenden Paares in der Luxuslimousine oder im Szenelokal, denn Maria ist Kanzlerberaterin geworden. In einer erzähltechnisch spiralförmigen Verankerung der Romanhandlung, die sich auf uns zuschraubt, in die Gegenwart hinein, aber gleichzeitig auch wieder aus dieser hinaus in die Vergangenheit, die auch immer jetzt und heute ist, weil keiner hier sie je verstehen oder Konsequenzen aus ihr ziehen wollte, bietet dieser Roman einen erzähltechnischen Gegenentwurf zum klassischen bürgerlichen Bildungsroman mit einem besserwisserischen Erzähler. Scharangs Roman, darin vielleicht am ehesten dem Muster des Schelmenromans folgend, hat einen ewigen »Illiteraten«, einen scheinbar Unwissenden zum Helden und Erzähler. Der Trick dabei ist, daß der Autor gerade die kritischsten Passagen des Textes einer Frau, Maria, der scheinbar angepaßteren Figur, in den Mund legen kann, was einen oft unheimlich komischen Effekt der zynischen Selbstentlarvung mit sich bringt, anstatt die inzwischen schon sehr üblich gewordene pathetisch-rituelle Anklage »des Systems« endlos fortzuführen.

Vielleicht hat Scharang damit eine neue ästhetische Möglichkeit für das Schreiben gesellschaftskritischer Literatur gefunden, die wir doch immer so gern gehabt haben und jetzt leider nicht mehr machen dürfen. Allen zum Trotz, die jetzt sagen, diese Literatur sei von der Geschichte längst überholt, so wie diese Geschichte immer wieder die Körper der handelnden oder behandelten Personen überrollt hat. Nach all den Schrecken, die die deutschen und österreichischen Menschen verursacht haben, die Herrenmenschen zu sein glaubten, weil sie sich zu Herren über andere gemacht hatten: Sie hatten sich selbst als den Gott erkannt, in dessen Anbetung die österreichische Provinz endlos erstarrt ist, indem sie auch ihre Kinder noch dazu zwingen, sich zu einer »Christlichkeit« zu bekennen, mithilfe derer sie sich über andere setzen, denn sie wissen ja, daß sie, obwohl sie selbst Gott sind, letztlich doch nichts vermögen. Also müssen sie in einer Kette tierhaft-unzivilisierter, brutaler Handlungen immer wieder sich selbst als das Höchste behaupten, indem sie vorgeben, einen anderen als den Höchsten zu verehren, den sie doch in jeder Minute ihres Seins verspotteten, gäbe es ihn denn. Und trotzdem bleiben die Österreicher sich seltsam fremd: »Aus Gründen, die ich selbst noch nicht kenne, wollen sie unter allen Umständen anders sein, als sie sind; sie wollen nicht slawisch, jüdisch, romanisch und um-gänglich sein, sondern deutsch und tüchtig; statt sich an den Annehmlichkeiten ihrer niederen Zivilisation zu erfreuen, streben sie nach der Barbarei der deutschen Kultur. Da sie es aber nicht schaffen, deutsch und tüchtig zu sein, hassen sie sich und empfinden sich als Ausländer im eigenen Land, die hier im Grunde nichts verloren haben.« Deshalb rotten sie sich (und immer wieder die anderen in sich selbst) durch Selbstmord und Selbstzerstörung aus, Österreich habe schließlich die höchste Selbstmordrate. Und Maria sagt: »... die verbliebene Bevölkerung würde statt sich selbst lieber andere ausrotten.«

So tauchen sie aus den blühenden Wiesen und fruchtbar-furchtbaren Toten-Äckern auf, der im Krieg zutode gequälte Fallschirmspringer, die Frau des Kohlenhändlers, die Zeugin, der sie die Augen ausgestochen und die Zunge herausgeschnitten haben (und die trotzdem alles hört und sieht, weil sie es WEISS!), die neuen Kriegstreiber, die, indem sie alles Fremde verjagen, bereits den eigenen Nachbarn zum Fremden machen, um ihn vernichten zu können, die menschenschinderischen Unternehmer, bei denen sich die Arbeiter nicht einmal mehr aufrichten dürfen, damit nicht Drohungen wie Schläge auf sie herunterfallen, daß ihnen die Arbeit auch noch genommen werden könnte, in der sie ohnedies schon ausgelöscht sind.

Das Abendland sei das Mordland, von dem das Menschen-Schlachten ausgehe, sagen die Indianer. Das nächste Mal wird es noch schlimmer ausgehen, weil dann alles Abendland geworden sein wird, denn nichts zeigt an, daß es morgen in der Früh besser sein könnte.

Michael Scharang: Auf nach Amerika, Luchterhand Literaturverlag, Hamburg 1992, 288 S., 36 Mark

Elfriede Jelinek lebt in Wien. Zuletzt hat sie im Rowohlt-Verlag das Theaterstück »Totenauberg« veröffentlicht

Konkret 06/92, S. 52

Christel Dormagen

Ich habe gelesen

In den Gefilden der schönen schriftlichen Künste, so der inzwischen berühmte philosophierende Medienprofessor Friedrich Kittler in seinem Buch Grammophon, Film, Typewriter (Berlin 1986), durften Frauen sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts von der Muse des Buchstabengenies zu seiner Schreibmaschine emporlieben. Sie wurden buchstäblich - und buchstäblich ist hier nicht Metapher, sondern Realität - zu den Schreib-Maschinen ihrer Dichtermänner. In dem Augenblick, da das Werkzeug erfunden war (prüfen Sie mal spaßeshalber, wie nah auf der Tastatur D-E-R gegenüber D-I-E zusammenliegen), saßen flugs die Gefährtinnen an demselben und tippten, was dem Schöpfer entflossen war. Unter anderem, wenn nicht sogar vorwiegend auch all die literarischen Fiktionen über sie und ihr Geschlecht. Und da war dann viel die Rede von männlicher Unverstandenheit und Verzweiflung, vom Animalischen des Weibes und auch von der Sehnsucht nach ihr, die sich doch so schön erdichten ließ: die wunderbare Eine, die Frau, die anders ist als alle anderen und die es im Leben nie gibt. Denn der Mann ist einsam in seiner Größe.

Das also tippte sie dann z.B., setzte womöglich noch die Kommata richtig, schrieb die Briefe an die Verleger und hielt nebenbei den Haushalt am Laufen, den Liebsten bei Laune, die Kinder in Schach und das Budget beisammen.

Und nun endlich proben die Maschinen den Aufstand. Das zumindest legt der Titel des jüngst erschienen Buches der Literaturwissenschaftlerin Regula Venske nahe: Das Verschwinden des Mannes in der weiblichen Schreibmaschine. Nicht die Revolution frißt ihre Kinder, sondern die Maschine ihren Herrn. Die Schreib-Maschine Frau hat ihre Schreibmaschine gestürmt. Jedoch nicht als Maschinenstürmerin, sondern sie hält sie besetzt, um selber zu produzieren, statt wie gehabt zu reproduzieren oder produziert zu werden. Kurzum: Die Schreib-Maschine wird Subjekt.

Um die Auswirkungen dieses Aufstandes geht es in dem vorliegenden Buch, das den Untertitel Männerbilder in der Literatur von Frauen trägt. Schreibt die Maschine sich nun selbst anders, als sie bislang beschrieben wurde? Und weiter - was Frauen und wohl auch Männer sicher noch stärker interessiert - treten Männer anders auf bzw. treten andere Männer auf? Von deren Verschwinden, das sei gleich vorweg gesagt, kann nämlich so recht nicht die Rede sein.

Richtiger trafst Du mit Deiner Abneigung mein Schreiben und was, Dir unbekannt, damit zusammenhing. Hier war ich tatsächlich ein Stück selbständig von Dir weggekommen, wenn es auch ein wenig an den Wurm erinnerte, der, hinten von einem Fuß niedergetreten, sich mit dem Vorderteil losreißt und zur Seite schleppt. Einigermaßen in Sicherheit war ich, es gab ein Aufatmen, die Abneigung, die Du natürlich auch gleich gegen mein Schreiben hattest, war mir hier ausnahmsweise willkommen. Meine Eitelkeit, mein Ehrgeiz litten zwar unter Deiner für uns berühmt gewordenen Begrüßung meiner Bücher: »Legs auf den Nachttisch!« (meistens spieltest Du ja Karten, wenn ein Buch kam), aber im Grunde war mir dabei doch wohl, nicht nur aus aufbegehrender Bosheit, nicht nur aus Freude über eine neue Bestätigung meiner Auffassung unseres Verhältnisses, sondern ganz ursprünglich, weil jene Formel mir klang wie etwa: »Jetzt bist Du frei!« Natürlich war es eine Täuschung, ich war nicht oder allergünstigsten Falles noch nicht frei. Mein Schreiben handelte von Dir, ich klagte dort ja nur, was ich an Deiner Brust nicht klagen konnte. Es war ein absichtlich in die Länge gezogener Abschied von Dir.

Diese Passage, leicht gekürzt, ist eines von zwanzig Beispielen, die Venske ohne Autorennennung als kleines Geschlechtsratespiel präsentiert: Konnte so nur ein Mann oder nur eine Frau schreiben? Alle Beispiele sind literarischen Werken des 20. Jahrhunderts entnommen, alle handeln vom Vater der jeweiligen Erzählfigur, und sie reichen von Peter Weiss bis zu Luise Rinser. Venske hat diese Texte in diversen Seminaren zur Diskussion vorgelegt und jeweils um genaue Begründung der Entscheidung gebeten. Denn nicht der richtige Tip, sondern die Art der Argumentation interessierte sie.

Und in der Tat ist es so, das habe ich im Selbstversuch festgestellt, daß man im Bildungsfieber beiläufig den eigenen Vorurteilen und Stereotypen auf die Schliche kommt: So gefühlig, so liebesbedürftig und so ich-ig schreiben nur Frauen! Oder: So kalt, so technisch und so großklotzig kann nur ein Mann sein! Was nun nicht heißt, daß diese Raster beim Raten nicht auch prima hingehauen hätten. Bei den schlechten Texten nämlich. Und daher stammen sie ja auch. Schwieriger wird es, da waren sich auch alle Testpersonen einig, bei ästhetisch verwickelteren Texten und bei solchen, die aus der präfeministischen Ära stammen. So wurde die zitierte Passage überwiegend als »weiblich-ältere Generation« eingestuft, was gewissermaßen ein 50prozentiger Treffer ist, da sie von Kafka, dem Älteren, stammt.

Venskes Befund lautet erstmal: Frauen wie Männer schreiben heftig über ihre Väter, die Männer aber eher als Sieger, als Vatermörder, die seine Stelle beanspruchen, und die Frauen als strukturelle Verliererinnen. Seinen Platz werden sie - selbst wenn sie Schriftstellertöchter sind - nie einnehmen können. Für beide bleiben die Väter Machtfiguren: »Im Grunde handeln diese Texte von der Anwesenheit der Abwesenheit des Vaters.« Und zu den Frauen heißt es weiter: »Indem es um die Väter geht, dürfen die Töchter - und zwar hemmungslos - über sich schreiben. Problematisch bleibt in den Tochtergraphien daher vor allem, daß sie den Vater als Instanz benötigen, ohne den ihre Schrift gar nicht bestünde.«

In ihrer Untersuchung weiblicher Gegenwartsliteratur will Venske dieses grundsätzliche Dilemma überspringen. Es habe sich bisher stets der Mann sozusagen als fernlenkendes Subjekt in die weibliche Kritik an Männlichkeit eingeschlichen. Bislang haben Wissenschaftlerinnen sich stets nur wieder die männlichen Weiblichkeitsentwürfe vorgeknöpft, anstatt »zur Imagination der Frau vorzudringen«. Allerdings hält Venske sich nicht an ihre eigene Einsicht, sondern zitiert in der Einleitung zum tausendundersten Mal Möbius und Weininger - vermutlich zur rituellen Wuterzeugung - und hängt so wieder nur, mit Verlaub gesagt, am Schwanze des Mannes.

Was aber fördert nun die weibliche Imagination zutage? Die Autorin untersucht dazu u.a. das Werk von Christa Wolf, Anna Duden, Libuse Monikova, Jutta Heinrich, Ingeborg Bachmann, Ilse Aichinger, Marlen Haushofer, Friederike Mayröcker, Elfriede Jelinek, Brigitte Kronauer und Ginka Steinwachs. Und da sieht das Ergebnis insgesamt traurig aus. Nicht so sehr, was die Schrift anbetrifft, die ästhetische Form also, sondern den Gegenstand, der hier von Interesse ist, das Wortbild des Mannes nämlich.

Vorherrschendes Thema der vorfrauenbewegten Literatur bis in die späten 60er Jahre ist das, was Venske »die Trauer über die männliche Unfähigkeit zu lieben« nennt: »Was ich meine, hat nichts damit zu tun, daß es angeblich einige gute Liebhaber gibt, es gibt nämlich keine. Das ist eine Legende, die muß einmal zerstört werden, es gibt höchstens Männer, mit denen es völlig hoffnungslos ist, und einige, mit denen es nicht ganz so hoffnungslos ist« (Ingeborg Bachmann, Malina). Kein Wunder, daß diese Kritik vom zeitgenössischen, zumeist männlichen Feuilleton gezielt nicht zur Kenntnis genommen, zur pathologischen Marotte der entsprechenden Autorin erklärt oder, und das ist eine hübsche Variante zum Mangelwesen Frau, allergnädigst als Krankenlektüre empfohlen und besonders »alleinstehenden Frauen« oder »Damen mit psychologischem Interesse« ans Herz gelegt wurden; kurzum: Frauen, die sowieso nicht ganz richtig ticken. Wer wollte sich auch schon als einer dieser »ernsthaften, dezent gekleideten Männer« erkennen, die »manchmal die Kleider ablegen und, bleich wie Kartoffeltriebe, darangehen, sich eine Stunde mit Liebe zu beschäftigen« (Marlen Haushofer, Die Tapetentür). Wenn Frauen über Männer reden, so der kulturelle Konsens, handelt es sich halt nicht um würdigen Diskurs, sondern um Kaffeeklatsch.

In den 70er Jahren wucherte dann die weibliche Selbststärkungsliteratur: Mir geht es ganz schlecht, Männer haben mich nie verstanden, aber ab heute finde ich es prima, eine Frau zu sein, und auf Männer kann ich schon lange verzichten. Die Hälfte des Himmels wurde zum Ganzen erklärt, hielt aber nicht lange, was sie versprach.

Männer kamen zwar in solchen Werken nicht vor, waren aber im Leben trotzdem vorhanden und wurden auch benötigt, wo nicht gar verstohlen begehrt. Also begann eine Phase des Forschens nach den Ursachen für die nicht zu übersehenden Defizite im Umgang von Frauen und Männern. Die einen entdeckten sie eher in der Entwicklung der patriarchalen Gesellschaft, die anderen eher unmittelbar in der unterschiedlichen biologischen Beschaffenheit. Die Trauer über die Unfähigkeit zu lieben verschärfte sich zur Anklage gegen die Männerwelt als einer Mörderwelt. »Die verstehen nur eins: Trennen. Auseinanderreißen. Töten, um zu erkennen. Es ist ja dann nur das Tote, das sie erkennen« (Johanna Moosdorf, Freundinnen).

In den 80er Jahren schließlich mutiert die Männlichkeits- zur Sprachkritik. (»Die meisten Männer kennen die Biographie ihrer Autos besser als die Autobiographie ihrer Frau-en«, Elfriede Jelinek, Lust). Diese Gruppe von Schriftstellerinnen - Elfriede Czurda, Friederike Mayröcker, aber auch Ginka Steinwachs gehören dazu - hat sich von der expliziten Anklage, aus erster Erlebenshand quasi, verabschiedet und jongliert statt dessen vorgefundenes Sprachmaterial in immer wüsteren und auch verrückteren Stellungen so, daß möglicherweise die ummontierte Kopie jene Fallen sprengt, die schließlich auch das leidende Sprechen noch errichtet. Ginka Steinwachs z.B. spricht daher von sich nicht nur als »Glücksforscherin«, sondern auch als »Angestellter der Firma Klebstoffe und Dichtungsmassen«.

Das klingt nun wahrhaft wenig nach Utopieproduktion, sondern eher nach Klempnerarbeit. Und in der Tat, so Venske, sei es mit den »Entwürfen utopischer Männlichkeit in der Gegenwartsliteratur« insgesamt schlecht bestellt. Mal abgesehen von der letzten Gruppe der Montagearbeiterinnen (und deren Männer gehen als Fertigungsprodukte eher in Richtung Hampelmänner), wird vorwiegend gelitten; die reichlich herbeigesungenen ‘Neuen Männer’ seien nicht in Sicht, realiter eh nicht, aber auch nicht als literarisches Angebot.

So weit Venskes Überblick, d.h. der wissenschaftliche Pflichtteil. Bei der utopischen Kür, sprich: ihren eigenen Vorstellungen darüber, wie richtige weibliche Literatur zu sein habe, fängt Venske sich dann in ihrer eigenen Falle. Da sie in ihrer Untersuchung fast ausschließlich nach Inhalten fischt - was für Männer stecken in den Frauensätzen? , kann folglich das gute weibliche Buch auch nur das sein, in dem der gute weiblich definierte Mann drinsteckt. Und daß der nicht aufzutreiben ist, hält sie für ein Versagen weiblicher Phantasie - ja, schärfer noch, für Feigheit.

Mit der bewährten Annahme, was unerfreulich ist, kann nur von Männern kommen, erklärt sie kurzerhand jene Erfahrung, daß sich über Glück nicht sprechen läßt, zum satten patriarchalen Mythos. Und schon haben wieder die Frauen Schuld, da sie die Grenzen männlicher Tabumarkierungen nicht überspringen, die da lauten: Es wird nur über den Mangel geschrieben. Und wenn Marguerite Duras z.B. behaupte: »Ich glaube, daß die Erfüllung des Begehrens, der Liebe, der

Wärme, der Lebenslust in sich keinen Seinsmangel enthält und deshalb nicht dargestellt werden kann«, so sitze sie eben jener »herrschenden Ideologie unserer Kultur« auf. Wo es doch ums Positive gehe, oder, etwas vornehmer formuliert, um ein »Verfahren der Positivität«.

»Warum sind Frauen so ein interessantes Thema für Männer, nicht aber umgekehrt Männer für Frauen?«, hatte Virginia Woolf in ihrem Essay Ein Zimmer für sich allein gefragt. Weil Frauen Männer einfach nicht hinkriegen können, punktum, sagt Julian Schutting (der früher Jutta Schutting war) in einem Gespräch mit Venske im Anhang des Buches, »keine ist fähig, ein männliches Individuum darzustellen«.

Wenn es dann aber doch mal eine wagt, Brigitte Kronauer z.B., und einen Mann zur Hauptfigur macht (Berittener Bogenschütze), dann ist es Venske auch wieder nicht recht. Jener Matthias Roth, obwohl doch eigentlich ein mickriger Typ, sei ihr viel zu versöhnlich geraten. Und das nicht zufällig. In Kronauers Werk kommen, so Venske, Frauen notorisch schlechter weg: »Auf Männer ist ein freundlicher Blick gerichtet«, während das eigene Geschlecht bis zur Denunzierung entlarvt werde.

Damit, so scheint mir, ist das grundsätzliche Dilemma einigermaßen umrissen. Jeder quasi ‘stoffliche’ Mann ist immer der falsche, weil er, unterm utopischen Druck sozusagen, immer auch der exemplarische zu sein hat. Oder harmloser gesagt: Wie man’s macht, ist es falsch. Kommen keine Männer vor, ist das ein Mangel, tritt einer sympathisch auf, ist er nicht richtig, schreibt man ihn negativ, so tritt man nur statusquomäßig auf der Stelle, und ein rundrum guter, vermute ich, wäre auch für Venske ein Schmarrn und nicht zum Aushalten (weshalb die ja in die wunderbaren Lore- etc. -Romane ausgelagert sind).

Aus der Falle der apriorischen Nachträglichkeit ist schlichtweg kein Entkommen. Um es altmodisch und ärgerlich zugleich zu formulieren: Frauen sind und bleiben geistesgeschichtlich der »deuxieme sexe« (de Beauvoir), das antwortende Geschlecht. Jene naturwüchsige Unschuld all der Schreiber von ersten Sätzen, die die zweite, die fiktionale Welt erschaffen haben, werden auch die fortschrittlichsten Schriftstellerinnen nicht einholen können. Ja, ich fürchte, sie machen sich erst richtig unglücklich, wenn sie das Reich des schönen Mangel-Scheins nun gleich überholen wollen sollen. Ohne die Last des utopischen Drucks auf den Schultern, ohne die tückische Pflicht, jetzt allesalles besserzumachen, geht es sich garantiert leichter, wenn auch nicht sofort ins Paradies geglückter Männlichkeit aus der weiblichen Maschine, zumal das vermutlich leider eher moralisch statt ästhetisch möbliert wäre. Da leuchtet mir die österreichische Zwischenlösung (Czurda, Jelinek und Co.) schon eher ein, die, bescheidener, nach der Methode verfährt: Wenn schon kein schöner Mann, dann wenigstens ein schöner Text.

Wo es einen neuen Mann doch schon gibt. Genau gesagt, seit 1989, als sich die ehemalige Jutta Schutting, Schriftstellerin, auch juristisch zu Julian Schutting, Schriftsteller, hat erklären lassen. In dem erwähnten Gespräch, das sie schon als er führte, wird er von Venske danach gefragt, was denn für ihn utopische Männlichkeit wäre. Und was sagt er, der neue Mann, der ja das außerordentliche Privileg besitzt, beide Geschlechter von innen zu kennen? »Ritterlichkeit und Fairneß... Aber als Allermännlichstes würde mir doch vorschweben: reiner Geist.« Reiner Geist! So ist das mit den Utopien, ein Schritt vor und zwei zurück. Da kann unsereins nur noch sich selbst alias die Schreibmaschine wegstellen und sich, Biologie hin, Ästhetik her, geschlagen und geistlos mit Schuttings eigenen Worten von ihnen verabschieden: »Männer sind herzlos, aber sentimental.« Nicht ohne jedoch noch kurz hinzuhorchen, wie Brigitte Kronauer im blöden »FAZ«-Fragebogen auf die Frage antwortet, was sie bei Frauen am meisten schätze: »Die Fähigkeit, aus Trauer oder Begeisterung hin und wieder die Geschlechtszugehörigkeit zu vergessen.« Das ist vielleicht so blöde nicht, solange die Maschine, sich selbst überlassen, über D-E-R und D-I-E offenbar nicht hinauskommt.

Regula Venske: Das Verschwinden des Mannes in der weiblichen Schreibmaschine. Männerbilder in der Literatur von Frauen. Sammlung Luchterhand 1991, 16.80 Mark

Von Christel Dormagen ist im Rowohlt Verlag neu erschienen: »Geld Macht Liebe. Frauen: Neue Unabhängigkeit, alte Gefühle«, 249 S., 12.80 Mark

Konkret 06/92, S. 56

Ernst Köhler

Gute Adresse

□ Mittelweg 36□ ist der Titel einer Zeitschrift, die das Hamburger Institut für Sozialforschung jetzt gestartet hat - □ eine Frucht der Ernüchterung□

Vielleicht fängt man dieses Heft am besten von hinten an zu lesen. Dann erfaßt man leichter die Spannung, die es inspiriert und zusammenhält. Da wäre zunächst ein Stück aus der »Protestchronik der Bundesrepublik«, an der Wolfgang Kraushaar seit Jahren arbeitet und die er demnächst veröffentlichen wird. Wir befinden uns im Jahre 1951, und es geht um den Protest Hamburger Studenten gegen den Fortfall verbilligter Monatskarten für die Hochbahn. Die bescheidene Demonstration mit ihrem bescheidenen Anliegen entwickelt sich zur Straßenschlacht. Der Bericht ist knapp, genau, schmucklos - wie es sich für eine Chronik gehört. Aber er stößt den Leser mit Macht auf die Entwicklung, die die BRD seit diesen Zeiten durchgemacht hat: »Zu einer ersten Konfrontation kommt es, als ein Studentensprecher den Versuch unternimmt, einen an den Bürgermeister gerichteten Brief zu verlesen, in dem in überaus höflicher Form um die Wiedereinführung der Schülermonatskarte für Studenten gebeten wird. Der Syndikus der Universität schreitet ein, unterbricht den Studenten und ordnet unter Hinweis auf das Hausrecht die sofortige Auflösung der Versammlung an. Dann fordert er den Studentensprecher auf, ihm seinen Studentenausweis auszuhändigen. Als dieser dem nachkommen will, greift ein anderer Student ein und entreißt ihm den Ausweis. Daraufhin schreitet die Polizei ein und nimmt diesen Studenten unter lauten Pfui-Rufen der Umstehenden fest.« Das war also die frühe Bundesrepublik. Die Frage ist, welche Kräfte auf welche Weise dieses vordemokratische Land zu einer ordinären »westlichen Demokratie« gemacht haben. Man darf auf diese Chronik gespannt sein.

Da wäre dann eine ebenso knappe und gekonnte Sammelbesprechung einer Reihe von Neuerscheinungen über das Geschichtsbild der Deutschen oder seinen aktuellen Wandel. »Normalisierungsbegehren« schreibt Klaus Naumann über seinen Text, der denn auch der Befürchtung Ausdruck verleiht, daß es mit dem demokratisch-antifaschistischen Selbstverständnis breiter Teile der bundesrepublikanischen Gesellschaft schon bald wieder vorbei sein könnte. »Ein doppelter Freispruch könnte am Ende einer zweiten Normalisierungsoffensive (nach der des »Historikerstreits«, E.K.) stehen. Baring spricht den Bismarckschen Nationalstaat von seinen Erblasten frei; die Gruppe um Rainer Zitelmann rehabilitiert mit der deutschen Bevölkerung zugleich die □guten Seiten□ des Nationalsozialismus. - Welchen Rang könnte Auschwitz da beanspruchen? Es stünde außerhalb der wiedergewonnenen □Normalität□, und es stünde auch außerhalb einer Erinnerung für die Zukunft.«

Die streitbare Verteidigung und Vertiefung der (prekären, in der Substanz heute schon wieder gefährdeten und zudem noch gar nicht angemessen erforschten und verstandenen) demokratischen oder »zivilen« Errungenschaften der alten Bundesrepublik ist die Aufgabe, die sich die neue Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung offenbar stellt. Das stand wohl von Anfang an hinter der Gründung und dem Aufbau des Instituts selbst. Nur war diese Absicht lange halb begraben unter dem krampfhaften Bemühen um einen theoretischen Durchbruch oder ein neues sozialwissenschaftliches Paradigma. Das »Hamburger« schien so etwas wie das aktuelle Gegenstück des »Frankfurter Instituts für Sozialforschung« der frühen 30er Jahre werden zu wollen - eine verquälte oder prätentiöse Arbeitsperspektive, die auch den sympathisierenden Beobachter langsam ungeduldig machen konnte. Insofern scheint mir das jetzt gestartete Projekt eine Frucht der Ernüchterung zu sein - was auch der eher prosaische Name der Zeitschrift (Mittelweg 36 ist die Adresse des Instituts in Hamburg) signalisiert. Das heißt etwa: Wir hoffen, dieses Haus zu einer guten Adresse zu machen. Für Leute, die sich auch nach der Wende von 1989 nicht unbedingt ihre historische Erinnerung und ihre gedankliche Unabhängigkeit abkaufen lassen möchten.

Wenn man diese erste Nummer freilich ordnungsgemäß von vorne nach hinten liest, hat man so seine Probleme damit. Anstatt auf ein klares Editorial trifft man hier nämlich auf ein riesiges Gruppenbild mit Damen, das anläßlich der Gründung der »Moses-Mendelsohn-Stiftung zur Förderung der Geisteswissenschaft« im Jahre 1929 in Dessau gemacht worden ist. Ich fürchte, diese Kostbarkeit aus dem Archiv der Stiftung ist nur für Stifter ein wirklich prickelndes Erlebnis. Das nächste Mal muß die Redaktion versuchen, den Stifter irgendwie anders zufriedenzustellen. Interessant wird es erst mit dem kurzen, scharfen Beitrag Regine Kolleks zu der anscheinend ewigen Diskussion über die »Bevölkerungsexplosion« (»Der Single - Inbegriff der Übervölkerung«) - seit langem ein bevorzugtes Arbeitsfeld des Instituts. »Aber bevor ein gut situierter Großstadtsingle sich mit seinem Wagen zur Arbeit aufmacht, hat er bereits mit Duschen, Föhnen, Toasten und Kaffeekochen mehr Energie verbraucht als einer indischen Bauernfamilie pro Tag zur Verfügung steht... Im Hinblick auf unseren Verbrauch an Umwelt und Atmosphäre sind wir weitaus überbevölkerter als jedes Land der Dritten Welt. Nahezu alle globalen ökologischen Probleme hängen mit dieser Art der Überpopulation im Norden zusammen...«

Es folgt das »Thema«. Aber es ist nicht ganz leicht zu erkennen, was das Thema ist. Man versteht nur soviel, daß man alles in seinen »Kontext« stellen muß. In der Tat, das wird weise sein. Aber der Kontext, dessen Berücksichtigung oder Rekonstruktion die hier versammelten Beiträge gewissermaßen einklagen, steht jeweils in einem ganz anderen Kontext. In

dem geschliffensten Text des Heftes (»Risiko und Kontext«) legen Wolfgang Bonss, Rainer Hohlfeld und Regine Kollek die theoretische Fragwürdigkeit und die praktische Verantwortungslosigkeit einer gentechnologischen Forschung dar, die ihre experimentell, im Labor erzeugten Produkte anschließend einfach freisetzt und in der normalen Umwelt »ausprobiert«.

Das ist ein wertvoller Beitrag zur Verbreitung oder »Demokratisierung« des methodischen Zweifels an den Methoden der strengen Wissenschaft, und man kann nur hoffen, daß das für seine Sprünge und Würfe bekannte Institut wenigstens an diesem Forschungsschwerpunkt festhält. Ein Kritikpunkt aber doch: Die Autoren sollten, mit Verlaub, künftig mehr Rücksicht auf das lesende Publikum nehmen: Man hat seine Neugier, man hat sein politisches Interesse, aber man ist schließlich nicht fachkundig. Was die Verfasser nämlich zum Schluß forschungsstrategisch als Alternative zur Freisetzung der gentechnologischen Kunstprodukte vorschlagen, ist mir leider schleierhaft geblieben.

Von ganz anderen Kontexten wiederum handelt der Aufsatz Jan Philipp Reemtsmas über den englischen Wissenschaftskritiker Stephen Toulmin. Es geht hier zunächst einmal um den zeitgeschichtlichen oder existentiellen Kontext, aus dem sich - so die These Toulmins (in: Kosmopolis. Die unbekannten Aufgaben der Moderne, 1991) - Descartes mit seiner Suche nach einem absolut sicheren Wissensgrund gleichsam herauszukatapultieren versuchte. »Das Programm □cartesianischer Rationalität□ besteht aber genau darin, Antworten allenfalls auf solche Fragen geben zu wollen, die zu stellen nicht in der Willkür des Fragenden oder an den (kontingenten) Zeitumständen liegt. Um es aufs Schlagwort zu bringen: gegen das cartesianische Programm der De-Kontextualisierung setzt Toulmin eines der Re-Kontextualisierung: □Ein Ziel der Philosophen des 17. Jahrhunderts bestand darin, alle Fragen kontextunabhängig zu formulieren; unser Verfahren dagegen wird in der Rekontextualisierung der Fragen bestehen, auf deren Dekontextualisierung diese Philosophen am stolzesten waren.□« Konkret: Der - systema-tisch ausgeblendete - Erfahrungshintergrund der cartesianischen Idee von einer zeit- und gesellschaftsunabhängigen Sicherheit oder Verläßlichkeit des Wissens ist die katastrophale Unsicherheit des Dreißigjährigen Krieges. Hinter dem modernen philosophischen Rationalismus steht ein unbegriffenes Trauma.

Was Reemtsma an dieser frappierenden Hypothese und an ihrer möglichen Übertragbarkeit auf die Geistes- und Wissenschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts mit seinem *anderen* »Dreißigjährigen Krieg« (1914-1945!) vor allem zu interessieren scheint, ist der neue Blick auf unsere »Vergangenheitsbewältigung«, den sie ermöglichen mag: »Die Shoa ist in einem weit größeren Maße als jede andere historische Katastrophe, die wir kennen, ein Ereignis gewesen, in dem die Seite der Faktizität und die der menschlichen Fähigkeit, sie intellektuell und emotional zu □fassen`, auseinandergebrochen sind. Möglicherweise... hat die Zivilisationskatastrophe ohnegleichen ein tentatives Verständnis dafür geschaffen, was das Weiterwirken von individuellen wie kollektiven Traumata überhaupt ausmacht. Das Verständnis... bildet das negative Gegenstück zum Erkenntnismodell der cartesianischen Tradition.« Allerdings, so verstehe ich Reemtsma jedenfalls, hat dieses »Verständnis« bislang noch kaum eine Chance gehabt - angesichts einer Geschichtswissenschaft, einer Sozialforschung, einer Gesellschaftstheorie, die sich »das Entsetzen vor ihrem Gegenstand abgewöhnt hatte«.

Ich bin mir nicht sicher, ob damit nun eine neue Perspektive für die historische und sozialwissenschaftliche Forschung formuliert wird oder nicht vielmehr eine Absage an die Forschung. Es könnte sich hier ja auch um eine Art verzweifelten Moralismus handeln, dem jede zur Zeit denkbare Forschung von vorneherein auf eine Verharmlosung der staatlichen Massenmorde des 20. Jahrhunderts und vor allem der nationalsozialistischen Judenvernichtung hinauszulaufen scheint. Das wäre dann in meinen Augen ein - wie immer nachvollziehbares und achtenswertes - *Ressentiment*: unfruchtbar, gegenaufklärerisch, eine edle Variante von Obskurantismus sozusagen.

Abschließend möchte ich mir erlauben, den Text von Taner Akam (»Untersuchung der Folter. Ein Erfahrungsbericht«) aus seinem Kontext in diesem Heft einfach herauszulösen. Er ist für mich der schönste. Vielleicht kann man so tatsächlich nur über eine Untersuchungsarbeit schreiben, die man bereits abgeschlossen oder vielmehr abgebrochen hat. Oder, wie der Autor selber es formuliert, für die »der Untersuchende keine Kraft mehr« hat. »Das, was mich während meiner Forschungen am stärksten erschütterte, war etwas ganz anderes. Ich arbeitete im Archiv von amnesty international in London. Ich durchforstete Nachrichten und Berichte über Folter, Briefe der Gefangenen und ihnen Nahestehender. Wie bei derartigen Bestandsaufnahmen üblich, nahm ich auch bei der Sichtung der Akten mit Todesfällen eine Klassifizierung nach □wichtig□ und □unwichtig□ vor. Einige Todesfälle sortierte ich als □unwichtig□ aus, aufgrund □Gewöhnlichkeit□. Auf einmal wurde ich gewahr, daß die letzte Akte, die ich beiseite gelegt hatte, einem alten Freund galt. Die Nachricht vom Tode eines Freundes, mit dem ich als Kind jahrelang in unserem Viertel Ball gespielt hatte, hatte ich als □unwichtig□ beiseite gelegt...«

Mittelweg 36, Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung, Heft 1, April/Mai 1992, 96 S., 18 Mark (im Abonnement 16 Mark). Die Zeitschrift erscheint zweimonatlich.

Ernst Köhler schrieb in KONKRET 8/91 über eine Studie zur NS-Vernichtungspolitik

Konkret 06/92, S. 58

Detlev Fischer

Spielzeug, Waffe, Medium

Die Förderung elektronischer Kunstwerke mit Geldern imagepflegender Großkonzerne, mehr aber noch die funktionalen und ästhetischen Parallelen zwischen seinen militärisch-industriellen und künstlerischen Anwendungen machen den Computer als Werkzeug und Medium der Kunst problematisch. Dennoch ermöglichen seine digitalen Datenströme elektronischen Kunstwerken, tiefer als andere Künste in heteronome gesellschaftliche Bereiche einzudringen, und das ganz unmetaphorisch als Transfer, als Kopie, als Virus oder als Dialog im Netzwerk. Erster Teil eines Beitrags über »Datenkünste«

Ein Computer führt Programme, also Vorschriften, aus: Er ist eine gehorsame Maschine. Ohne ein Programm bleibt er unbestimmt: Was immer er ausführt, hat einmal jemand programmiert, also als Vorschrift formuliert. Hier kann der Künstler/die Künstlerin ansetzen: Sie können nicht nur unter verfügbaren Vorschriften wählen, sondern auch neue schaffen, in denen sie den Computer als Medium eigensinnig bestimmen. Und sie können in diesen Vorschriften die vorschreibende Funktion des Computers konterkarieren.

Mit Programmen lassen sich nicht nur Kundenkarteien, Thesauri, Textverarbeitungen und Kickboxer-Spiele organisieren. In den letzten zehn Jahren hat die Computertechnologie traditionell analoge Techniken wie den Satz und das Seitenlayout, die Fotoretusche, die Filmanimation sowie die Ton- und Videobearbeitung digital formuliert. Damit setzt sich der binäre Code universell durch. Für Künstler eröffnet sich dadurch die Möglichkeit, verschiedene Medien durch ein übergreifendes Programm zu komplexen, nichtlinearen Strukturen zu verbinden. Das Gesamtkunstwerk ist nun nicht länger mehr ein logistisches Großunternehmen wie eine Oper Richard Wagners; die multimedia opera kann vom versprengten Subjekt zuhause am Monitor erstellt werden.

Doch nicht die digitale Kunst, sondern ihre nahen Verwandten, die militärische und unterhaltende Elektronik, werden die Zukunft des Computers entscheidend bestimmen. Künstler tun gut daran, sich über diese ins Bild und nicht mit ihnen ins Einvernehmen zu setzen.

Mastermedium

Die Datenbank könnte unter ganz originellen Aspekten durchforscht werden, z.B.: »Wer serviert heute abend frische weiße Trüffel?«
Nicholas Negroponte, »Scientific American« 9/91

Der Computer kann andere Medien simulieren, nicht aber umgekehrt. Das begründet seine Stellung als zukünftiges Mastermedium, das dem Benutzer/der Benutzerin beim Zugriff auf die ubiquitären Datenmassen im Netzwerk assistieren soll. Die Idee von Ubiquität, der Allverfügbarkeit, von Daten beherrscht die Vorstellungswelt der Technologen. »Unabhängigkeit von Zeit und Raum ist unter den Produkten und Dienstleistungen, mit denen wir die Menschheit versorgen können, das Allerwichtigste«, sagt Nicholas Negroponte, Direktor des MIT Media Lab. »Sie kann uns auch erlauben, solange, wie es uns gefällt, in unseren Pyjamas zu bleiben« (»Scientific American«, 9/91). Daß in diesem »uns« nicht die wachsende Zahl der unterhalb der Armutsgrenze lebenden Amerikaner eingeschlossen ist, versteht sich von selbst; auch ist die Entwicklung von Spracherkennungssoftware, die es Benutzern erlauben wird, den Computer mündlich zu kommandieren, nicht als Maßnahme gegen den wachsenden Analphabetismus zu verstehen.

Zumindest in Amerika soll das Fernsehen der Zukunft digital sein. Seine Entwicklung vom live broadcasting, also einer Gleichschaltung, die die Ideologie einer einheitlichen Gesellschaft, der Fernsehnation, transportiert, zur konsumentenspezifischen Auswahl, dem narrowcasting, wie es in den amerikanischen pay-TV Kanälen bereits existiert, wird Negroponte zufolge in das Konzept des broadcatching münden. Damit ist gemeint, daß die Benutzer Filme ebenso wie alle übrigen Datentypen binnen Sekunden mittels Mastermedium einfangen und in den heimischen Monster-Speicher befehlen können, wann immer sie wollen: »Meine Zeit ist die Hauptsendezeit« (My time is prime time). Intelligente Programme - sogenannte »Agenten« - sind dabei die Master, die die Auswahl aus den unübersichtlichen Datenmassen unterstützen sollen. Die Anwender-Konsumenten werden sich ihre Agenten zu einem Abbild ihrer Interessen und Vorlieben maßschneidern können: »Wahrscheinlich die beste Art Agent, mit der wir es in zehn Jahren zu tun haben werden, ist ein System namens ‘CYC’. Im großen und ganzen ist es ein Versuch, das Allgemeinwissen und den gesunden Menschenverstand eines Individuums als Expertensystem zu modellieren.« (Alan Kay, Byte Special Edition Outlook 1992)

Bezogen auf das Konzept einer persönlichen, also von einem Agenten nach Anweisung zusammengestellten, elektronischen Zeitung - deren Hauptschlagzeile z.B. nicht lautete: »Atomschlag verwüstet Baku«, sondern: »Dein Meeting mit der DARPA ist auf 18.00 Uhr verschoben« - nennt Negroponte zwei Einwände gegen eine derartige Personalisierung

der Medien: 1. Nur eine unpersönliche Zeitung taugt zur allgemeinverbindlichen Gesprächsgrundlage. 2. Wer nur das zu hören kriegt, was er ohnehin hören will, wird narzißtisch verkümmern. Beide Einwände lassen sich schwerlich entkräften. Natürlich wird ein Medium, das schnell und gezielt riesige Datenmengen durchsuchen kann, Recherchen sehr erleichtern. Es mag mit kalter Gründlichkeit Zusammenhänge sichtbar machen, die von einer einzelnen Person kaum herzustellen wären. Doch was würde aus den plötzlichen Einsichten, die mir ein miserabler oder aberwitziger Film bereitet, den ich niemals ertrüge, wenn ich jederzeit nur »besonders wertvolle« Produkte zu Gesicht bekäme? Das durchschnittliche, diktierte, zufällige Programm ist ein Fenster, durch das ich mit interesselosem Mißfallen in die Mediensuppe blicke; dagegen enthält der antizipierende Akt des Wählens etwas wie eine delegierte Verpflichtung, der das dumme - nämlich taube - gewählte Programm gar nicht antworten kann.

Die skizzierte Situation enthält allzuviele Unbekannte, um hier über Spekulationen und Fragen hinauszukommen: Ob nicht die Übererfüllung von Bedürfnissen jenseits des Verdrusses qualitativ neue Bedürfnisse erzeugen könnte? Was wohl politisch und ästhetisch geschähe, wenn das Mastermedium technisch nicht nur Empfangsstation wäre, sondern auch Beiträge zu produzieren und in die große Datenbank zurückzuspeisen erlaubte?

Waffen

Das Lenksystem von Waffenobjekt 207, das aus 600 miniaturisierten elektronischen Komponenten besteht, läßt sich am besten in eine glasierte kera-mische Eule verpflugscharen, die dem Uneingeweihten lediglich als Schmuck erscheint; Kenner wissen jedoch, daß sich unter dem Eulenkopf ein Hohlraum befindet, in dem sich Zigarren oder Stifte unterbringen lassen.
Philip K. Dick, The Zap Gun

Vom ersten amerikanischen Elektronenhirn ENIAC, das Flugbahnen für Projektile errechnete, bis zur gegenwärtigen Bilderkennungsforschung ist die Entwicklung des Computers an militärischen Zwecken orientiert gewesen. Selbst das benutzerfreundliche Interface (also die Schnittstelle, der Eingabe-Ausgabe-Mechanismus zwischen Mensch und Maschine) entstammt dem 1958 in Betrieb genommenen amerikanischen Flugabwehrsystem SAGE. Für die jeweils neueste Technologie finden sich dann in der Folge auch zivile Anwendungen - in der Bürokommunikation, der Unterhaltungselektronik, in Graphik- und Animationsprogrammen. Mit letzteren wird meist das hergestellt, was als Computerkunst bekannt ist. Typisch sind etwa die in notorisch eleganten Kurven herumsausenden 3D-Signets (z.B. die ARD-Eins) und der widerwärtige, von Escher und Dali inspirierte Computer-Sürrealismus.

Die Beziehung zwischen künstlerischen und militärisch-industriellen Anwendungen des Computers hat nicht nur die Form einer Resteverwertung. Es ist vertrackter. Die Prototypen der militärischen Computerwissenschaften stellen oft bessere Kunst dar als das, was Jahre später von Künstlern verzapft wird. Das improvisiert aussehende kleine Gefährt, das surrend über eine große Karte fährt und nach irgendwelchen Landmarken sucht, oder die mit Kabelsalat behängte mechanische Spinne mit der Motorikeiner betrunkenen Bohrinsel, die mit Hilfe eines neuronalen Netzwerks mühsam laufen lernt, sind schön. Die Produkte, die aus solchen Prototypen folgen, erlauben es, Krieg weiter zu automatisieren, doch ihr konzentriertes Eigenleben macht sie plump kommunizierenden Kunstwerken wie dem helpless Robot Norman T. Whites - ein »klassischer Hustler« (Ars Electronica-Katalog ‘90), der die Betrachter auffordert, ihn zu drehen usw. - ästhetisch überlegen.

Kunst und Militär haben oft erstaunlich ähnliche Arbeitsansätze. Beide interessieren sich zum Beispiel für die Bedingungen der Wahrnehmung und für offene Systeme. Damit künstliche Intelligenzen sich situationsgerecht verhalten, wollen die Forscher sie mit Sinnen ausstatten. Doch wie funktioniert Erkennen? Und wie sind Erkennen und Verstehen vermittelt? Was sind die Konstanten, was die Variablen einer gegebenen Situation? Solche Fragen finden sich nicht nur gleichermaßen in semiotischen und linguistischen Texten, sondern auch, oft inexplizit, in der Kunst des 20. Jahrhunderts: Sie stecken etwa in den semantischen Verschiebungen der Readymades; im Interesse an Strukturen und Metriken, Plänen und Versuchsaufbauten der Konzept-Kunst; sie bestimmen die Erforschung der Grenzen des Erkennbaren in vielen Filmen des new american cinema, z.B. in denen Michael Snows, und die Echtzeit-Ereignisse der Performances. Wenn Artificial Intelligence-Forschung sich für Echtzeit-Ereignisse interessiert, untersucht sie deren logisches Gerüst, kommt aber manchmal nicht umhin, Fragen durch Beispiele zu veranschaulichen. Da ist zum Beispiel das »Yale Shooting Problem«, dem 1987 ein ganzer Workshop samt einer Veröffentlichung mit dem harmlosen Titel »The Frame Problem in Artificial Intelligence« gewidmet war: »Man stelle sich vor, wir versuchten zu bestimmen, was passiert, wenn Mary eine Pistole aus kürzester Entfernung auf Fred abfeuert. Wenn so ein Szenario gegeben ist, sollten wir, ohne einen Haufen näherer Bestimmungen angeben zu müssen, in der Lage sein zu schließen, daß Fred infolge des Schusses stirbt.« (Michael P. Georgeff)

Selten gibt sich der militärische Charakter der Forschung so offen zu erkennen: Kunst und Märchen dienen oft zur Tarnung. Auf dem von der Hamburger Kulturbehörde 1990 zum ersten Mal veranstalteten Interface-Symposium über »elektronische Medien und künstlerische Kreativität« - so der Titel - erläuterte Richard Bolt vom MIT Media Lab ein vom Bildschirm abphotographiertes Dia. Es zeigte den Planeten von St. Exupéry's kleinem Prinzen, rundherum besetzt mit netten Objekten: Bäumchen, Treppchen, Brünnchen usw. Lasse der Betrachter seine Augen darüber schweifen, folge eine kleine Apparatur der Blickrichtung (eye-tracking). Sobald das Auge auf einem der Objekte verharre, spräche der kleine Prinz darüber - ausführlich, falls das Auge verweile, doch bereit zum Themenwechsel, sobald das Auge weiterschweife. In ein paar Jahren ist dies vielleicht ein Spiel für Kinder - jetzt ist es das Modell der Strategic Computing Initiative (SCI) des Pentagon. Abgewandelt zum Pilot Assistance kann es den zweiten Mann im Kampfflugzeug ersetzen.

Manches, was Künstler entwickeln, läßt sich direkt wieder in die militärisch-industrielle Forschung zurückspeisen. An der School of Art and Design der Coventry Polytechnic entwickelte Gordon Shelley aus Interesse an den Gesetzmäßigkeiten pflanzlichen Wachstums Algorhythmen, die simulierte Bäume wachsen lassen. Diese Technik macht jetzt die Landschaften der Flugsimulatoren von Rediffusion Simulation Ltd realistischer. (Je detaillierter das Bild, desto besser - tiefffliegende Piloten schätzen ihre Flughöhe an Blattformen ab.)

Virtual Reality

Wahrlich ich sage euch: Wer zu diesem Berge spräche: Hebe dich und wirf dich ins Meer! und zweifelte nicht in seinem Herzen, sondern glaubte, daß es geschehen würde, was er sagt, so wird's ihm geschehen.
Markus 11, 23

Sense 8 aus San Francisco entwickelt zur Zeit ein 'World Tool Kit', mit dem sich dann eine virtuelle Welt bequem kreieren läßt. Es wird einen Befehlsumfang erhalten, der einem 3D-CAD-Programm ähnelt. Statt einer Maus bedient sich der Weltenschöpfer jedoch seiner Hände. Eine Mauer beispielsweise kann durch eine Handbewegung direkt aus dem Boden wachsen.
»Chip Professional«, 2/91

Die Spielzeugindustrie kann sich bei der NASA bedanken, die für ferngesteuerte Montagearbeiten im All, z.B. für das SDI-Projekt,die Virtual Reality-Technologie entwickelt hat. Virtual Reality (VR) ist ein Lieblingsthema illustrierter Zeitschriften und Zeitgeist-Magazine: Der Schreiber (es sind immer Männer) wallfahrtet ins Silicon Valley zu einem Ex-Hippie-Computer-Guru, kriegt goggles verpaßt (ein taucherbrillenförmiges Sichtgerät, das über Minimonitore die Illusion eines dreidimensionalen Raumes einblendet) und betritt durch ein Tor, auf dessen Rundbogen VIRTUAL REALITY prangt, eine bunte, klötzchenhafte Welt, in der er durch Handgesten, die ein elektronischer Handschuh (data glove) übermittelt, herumsausen kann. Vielleicht liegt noch irgendwo das Modell eines Tennisschlägers herum und reizt zu einem Match mit einer anderen Person, die dieselbe Welt betreten hat. »Die Anlage in der Version RB2 (reality built for two), die zwei Personen gleichzeitig im Cyberspace wandeln läßt, kostet 450.000 Dollar.« (»Chip Professional«, 2/91) Der japanische Spielehersteller Nintendo hat bereits mit dem Power Glove ein Produkt fürs Kinderzimmer vorgelegt, daß die Bewegungen der behandschuhten Kinderhand auf den Kickboxer oder Rennfahrer des Computerspiels überträgt. Allerdings gibt es hier keine 3D-Raumillusion.

Als euklidischer Sehraum ist Virtual Reality Ideologie im wörtlichen Sinn, logische Organisation von Erscheinungen. 'Die Gedanken sind frei' wird erweitert zu: 'Die Sinne sind frei'. Natürlich sind die Sinne nur frei, das zu sehen, was ein Schöpfer künstlicher Welten vormodelliert hat, und das zu bewegen, was als beweglich programmiert wurde. Wer durch eine elektronische Mauer widerstandslos hindurchgleitet, weiß, daß er ein Gespenst ist. Der im data suit schwitzende Körper dient nur dazu, die Einbildungen mit zombiehaften Bewegungen zu steuern, und ist dem Kontakt zur wirklichen Umgebung entzogen. Zur euklidischen Raumtreue der Einbildungen paßt, daß eine Teilgruppe der Virtual Reality-Entwickler Fotorealismus anstrebt. Es ist abzusehen, daß bald mit der Virtual Reality-Technologie die gleichen Szenarien in 3-D realisiert werden, die jetzt zweidimensionale Computerspiele beherrschen.

Der mal sürreale, mal engineerte Muff, der schon als Schirmbild oder Poster schwer zu ertragen ist, wird sich also um die Betrachter wickeln (als wrap-around environment). Mit elektronischen Baukästen wie dem World Tool Kit werden sich Künstler zu Weltenschöpfern aufschwingen. Der totalitäre Anspruch dieser Welten, alle Sinne zu bedienen, bis hin zur Simulation taktiler Empfindungen, läßt für assoziierende Erfahrung keinen Raum. Das Ereignis meldet sich nicht erst bei der Rezeption und tritt nicht nur die Tür, sondern alle Wände ein. Die Idee von Rezeption als einer gegenläufigen Produktion, wie sie Benjamin oder Brecht oder Godard oder Kluge im Kopf hatten, hat ihren Halt und ihre Praxis in der Montage - der Zuschauer soll die Fragmente zusammendenken. In einer Virtual World ereignet sich eine andere,

undialektische Synthese als Erfahren - oder Erfliegen - eines homogenen Modells. Vorstellungskraft brauche ich dazu nicht, denn alles ist ja schon auswendig vorgestellt. Aber ich handle!

Es ist eine sehr suggestive, auch ästhetische Erfahrung, durch eine künstliche Welt zu steuern. Das weiß, wer beispielsweise das Spiel Nibbles kennt, das kostenlos(!) mit dem IBM-Betriebssystem MS DOS 5.0 ausgeliefert wird. Zwei Spieler (Paul und ich) steuern je eine Schlange in einem Rahmen auf der Jagd nach zufällig auftauchenden Zahlen, die zu fressen sind. Ich darf Paul's Schlange aber nicht berühren: Wenn ich in sie hineinsteuere, sterbe ich (meine Schlange, das bin ich). Das klingt banal, doch in der Verfeinerung der Strategien entwickelt sich ein subtiler Dialog unserer Aktionen, verflochten mit einem kommentierenden, theatralischen Geplauder. Dieses mündet in eine Beurteilung des Szenarios des Spieles selbst. Paul öffnet den source code, ändert die Namen, macht die Schlangen endlos lang und gibt uns 20 statt 5 Leben. - Dies ist ein Beispiel für ästhetische Praktiken, die kaum mehr 'Rezeption' zu nennen sind.

Aber ich handle!: Wenn im virtuellen Raum ein wirklicher Monteur einem virtuellen Satelliten mit virtueller Hand eine virtuelle Schraube eindreht und dabei den Widerstand der Schraube in seinen wirklichen Fingerspitzen fühlt, dreht zeitgleich ein Roboter im All eine wirkliche Schraube in einen wirklichen Satelliten. Die Fortsetzung des virtuellen Szenarios in die Wirklichkeit ist in der VR-Unterhaltungselektronik abgeschnitten. Übrig bleibt blindes Fuchteln.

Public Relation

Als neue Entwicklung kommt die Lizenzierung von Persönlichkeiten wie Marilyn Monroe zur Präsentation von Daten und Funktionen hinzu, um die Benutzeroberfläche aufregender zu gestalten.«
Aaron Marcus (Byte Special Edition Outlook 1992)

Die Datenkunst überschneidet und mischt sich mit anderen gesellschaftlichen Produktionen: mit Waren-, Informations- und Werbeproduktion, akademischem Diskurs und alltäglichen Verrichtungen wie dem Brief, der Skizze oder dem Telefongespräch. Mit demselben Programm, in dem ich an einem nicht-linearen Roman als work in progress arbeite, kann ich ebenso ein Kreditinformationssystem oder eine Firmenpräsentation herstellen. Natürlich herrschen solche instrumentellen Anwendungen vor. Diesen haben sich der Künstler/die Künstlerin schon deshalb zu stellen, weil sie mit ihnen - mit Desktop Publishing, Grafik, Datenpflege oder Programmierungen - ihr Geld verdienen müssen. Denn für die Datenkunst gibt es keine Distributionswege, die ein gesichertes Auskommen gewährten - wie die Institution Galerie einigen wenigen Kunstschaffenden: solchen, die weiterhin Stoffliches schaffen. Nicht ganz freiwillig entsprechen dagegen die Hersteller von freeware, also kostenloser, entpflichteter und entpflichtender Datenkunst, der alten Forderung des Fluxus-Oberhaupts George Maciunas, jeder Künstler solle einen Brotberuf haben und seine Kunst am Feierabend fertigen.

Daß die Datenkunst nicht so recht zum Kunstprodukt taugt, liegt schon in ihrer Geschichte begründet. Anfänglich füllte sie als müßiges Hobby des Ingenieurs ungenutzte Kapazitäten der Großrechner wissenschaftlicher und industrieller Forschungsstellen. Bis heute haben viele ihrer Arbeiten einen Anflug von Feierabendkunst, wenn sie nicht ohnehin dem Design oder dem Kitsch zuzurechnen und dann auch eher verkäuflich sind. Doch nicht nur deswegen hegen Künstler der Datenkunst gegenüber Mißtrauen. Sobald sie mit Computern arbeiten, werben sie fast zwangsläufig für die Soft- und Hardware, die sie benutzen. Während niemand an die Firma denkt, diedie Malfarben herstellt, reden die dem Computer Zugeneigten viel über unterschiedliche Plattformen (wurde ein Macintosh benutzt, ein PC, Amiga oder gar eine Iris Workstation?) und deren Vor- und Nachteile, z.B. über Fragen der Kompatibilität und Performance (nicht die Kunstform, sondern die Geschwindigkeit der Komputation ist damit gemeint). Wer Arbeiten bei der Ars Electronica einreicht - das ist einer der größten internationalen Wettbewerbe für Computerkünste, der jedes Jahr in Linz veranstaltet wird - unterschreibt gleichzeitig, daß die Siemens AG, die auch den Preis stiftet, mit den prämierten Arbeiten beliebig lange auf PR-Tour gehen darf.

Der Kunstmarkt, auf dem Kunst als Objekt gehandelt wird, hat grundsätzliche Schwierigkeiten mit dem Material der Datenkünste. Als eine Kette von JA/NEIN-Zuständen ist es eigentlich trägerunabhängig: Ob eine Arbeit auf einer CD, auf Tonband, Diskette oder in einer Reihe von Ziegelsteinen festgeschrieben ist, bestimmt nur die sogenannte Zugriffszeit: die Zeit, die der Computer braucht, um den binären Datenstrom in verständliche Zeichen auf dem Bildschirm zurückzuverwandeln. Die Datenkünste sind also immateriell: Es geht in ihnen um Zustände, nicht um Stoffe. Damit ist die Idee des Originals, die den Kunstmarkt unterhält, endgültig dahin. Mühelos und billig lassen sich beliebig viele Kopien einer Arbeit anfertigen - von jedem, der einen passenden Computer zur Verfügung hat.

Hiermit ist eine unangenehme Tatsache angesprochen: Im Gegensatz zu traditionellen Bildern und Texten, die zu geringenKosten in Museen und Bibliotheken zugänglich sind, ist die Datenkunst adäquat nur erfahrbar, wenn Betrachter und Produzenten über das gleiche Medium verfügen. Damit ist aber auch eine Situation hergestellt, die in der Kunstgeschichte präzedenzlos ist: Der Rezipient hat - technisch - die gleiche Kompetenz wie der Künstler, das heißt, er hat

alle Möglichkeiten, das elektronische Gebilde zu erweitern, zu verwerten, umzuarrangieren, zu verstümmeln oder gar zu löschen. Kurd Alsleben, Professor an der HfbK Hamburg, hat das in einem Redebeitrag folgendermaßen formuliert: »Wenn der Künstler und der Andere beide mit einer Palette in der Hand dastehen - das ist jetzt sinnbildlich, also analog zu verstehen, was ja, wenn sie beide am Computer sitzen, der Fall ist, nicht wahr: jeder hat die Maus, jeder hat die Tastatur, sie haben beide die Palette in der Hand - dann ist das eine andere Situation, dann kann es doch nicht dasselbe sein, als wenn der eine die Palette in der Hand hat und der andere eine Eintrittskarte.«

Im nächsten Heft: Netze, Pools, Korrespondenzen - aktuelle Entwicklungen der interaktiven Computerkunst

Detlev Fischer macht dialogische Computerkunst. Er lebt in Hamburg und Coventry

Konkret 06/92, S. 62

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Verehrte Frau Wibke von Bonin im WDR!

Mir stets Ihrer vom Ringen der Hände unterstrichenen Nachschubsuche für die hochverdienstvolle Reihe »100000 Meisterwerke« bewußt bin ich glaub ich hiemit für Sie fündig geworden. Die Kreuzigung, m. W. die einzige polaroidhochvergrößert Blasphemische in der Tafelbildgeschichte, hängt in Hans Fröhlichs »Weinstube Widmer« zu Stuttgart Altstadt, wo, nebenbei, ganz gut auch sonst sein ist. Schicken Sie doch einfach mal ein Team vorüber...

Rechtsanwalt H.T.

zugelassen beim Jüngsten Gericht

Frolleinchen!

Ich vertrete Gott, die Dritte Welt sowie den Sozialhilfesatz. Namens und im Auftrag Ersterens fordere ich Sie explosiv auf, IHN bei ihrer vorösterlichen Abnehmerei aus dem Spiele zu lassen. Mein Mandant verbittet sich jedwedes Ihmnäherseinwollen Ihrerseits im Zusammenhang mit Nullfreßtum u.ä. Schnickschnack. Die Habenichtse von El Salvador lassen Ihnen sagen, Sie kämen mit ihrem Hunger selber zurecht und verlangen, daß ev.-luth.-geschaftlhuberische Lausmädl auf der Stell ihr amateurhaft-unqualifiziertes Nachäffen des Knurrens ihrer Mägen unterlassen. Namens und im Auftrag meines Mandanten Sozialhilfesatz teile ich Ihnen mit a) die Würde des Vorgenannten ist unantastbar b) ihn für ein schnelles billiges Privatvergnügen zu mißbrauchen ist schlimmer als wie Kleinkinderficken und Hostienbespein. Diese Abmahnung ist von der unverzüglichen Truppe und hat ihre Nichtbefolgung einen gewaltigen Satz heißer Öhrchen zur Folge.

Muttertagsklage ‘92

O Mutter o Mutter o Mutter
An Deinem O Mutter Tag
Kann ich dich nicht beehren
Weil ich es nicht vermag

Wie gern würd ich dir gratulieren
Doch mein Händchen ist eiseskalt
Es täte dich nicht amüsieren
Gewahrtest du meine Gestalt

Ach, Mutter es war gestern abend
Da hat mich der Kurti gefragt
Ob ich in die Disco Black Angel mit will
Da hab ich froh Ja gesagt

Wir tranken Kola Konjack
Und tanzten zum Technosound
Wir waren high and happy
Around the clock around

Bis in der Früh um dreie
Haben wir uns geil geschafft

Dann hat die Disco Black Angel
Die Schotten dichtgemacht

Kurti ging trunken ans Steuer
Von seinem Corolla Comfort
Das Wiehern der Pferdestärken
Fuhr mir wie Musik ins Ohr

Der Corolla kommt in sieben Sekunden
Von Null auf hundert KemH
Denn den Langsamen bestraft das Leben
Und der Schnellste ist als Erster da

Wrrrum war Kurti auf einhundertachtzig
Und ich sagte Kurti gib Gas
Ich will die Zweihundert sehen
Auf dem TachoDa kam etwas

Zwei Scheinwerfer warns, aus der Kurve
Kamen die beiden daher
Ach Mutter mein Sinn der so leicht war
Der wurde auf einmal so schwer

Denn die feindlichen Scheinwerfer bohrten
Sich in den Corolla Comfort
Und ich kam mir wie das dumme Dummie
In der Aufprallversuchsstation vor

Ach Mutter meinem süßen Kurti
Stand bei keine gute Fee
Der Überrollbügel köpfte
Deinen Schwiegersohn in spe

In meinen Magen Mutter
Drang ein das Handschuhfach
Und eine gewaltige Fliehkraft
Bö hob mein Schädeldach

Mein Madonna schönes Gesichtchen
Wurde Matsch bei meiner Seel
Und meine Catherine Deneuve
schönen Kniee
Die wurden zu Knochenmehl

Ach Mutter ach Mutter ach Mutter

An Deinem o Mutter Tag
Kann ich dich nicht beehren
Weil ich es nicht vermag
Denn ich liege tiefgefroren
Wie Hühnchen und Hähnchen klein
Mit einem Zettel am großen Zehen
In der Pathologie von Sankt Kathrein

Dort mit geschlossenem Munde
Und fort von allem Krach
Ruft, Mutter, dir dein Töchterchen Yvonne zu
Alles Liebe zum Muttertach

Kaum hatte der Schauspieler Gerd Hauke in der Dreinachneuntalkshow von Radio Bremen am Tag der Arbeit (!) um 23 Uhr 14 den Vorschlag über die Zunge gebracht, den »artungerecht« zum Führen von Blinden unterdrückten und ausgebeuteten Hund durch »Arbeitslose oder Zuwanderer« zu ersetzen, da vollzog sich die an die besten Tage Jekyllhides, Gregor Samsas und Ustinovbozzis erinnernde Metamorphose und der Schauspieler verwandelte sich unter millionenfacher Augenzeugenschaft irreversibel in den einzigen Gegenstand seines lebenslagen menschlichen Interesses - den Hund.

Goddam! We say definitly No! to the shameless chuzpe, the most beautiful antifascism and antiremilitarism artist Marleine Dittrick to fly home in the Reich by the Luftwaffe of the Bundeswehr, which was build on by the Officers of Hitlers Nazi-Army, a racism gang only at the world, to break war two from the zaun and to marchin in in peaceful countries and to hold down and power out the people and to help directly or indirectly, to murder the Jufes. Marleine Dittrick shall have the last silence in Paris, the town of the french revolution, but not in Berlin, the capital of the stupid Fourth Reich. Goddam Luftwaffe! Hands off Marleine Dittrick!!

First Signers (in alphabetical order): Adorno, Bois, Brecht, Chaplin, Eisenstein, Faßbinder, Kortner, Laughton, Lorré...

Konkret 06/92, S. 64

Diedrich Diederichsen

»Who wants to be a Green MP?«

Die RAF ist in der deutschen Pop-Kultur fast nicht vorgekommen. Nur der englischen Pop-Musik verdanken wir die Erkenntnis, daß es bei der RAF vor allem darum gegangen ist, etwas besseres finden zu können, als für die Grünen im Parlament zu sitzen

Keine Jugend in den 70er Jahren konnte ohne eine emotionale Beziehung zur RAF auskommen. Wer sich seine Gefühle nicht von den üblichen Instanzen holen wollte (meine Oma, SPD, »Bild«, Böll) hatte nur die Musik. So könnte es gewesen sein.

So manches begann, wenigstens für mich, mit einem Konzert von Ton, Steine, Scherben in der katholischen Mädchenschule »Sophie Barat« im Frühjahr 1971: die emotionale Einstimmung auf den bewaffneten Kampf. Zwar behielten in meinem Umfeld parteigebundene Maoisten das letzte Wort (später Hippies, Indienreisende, Free-Jazzer und Anarcho-Bohemiens), aber dem Charme und der Verführung von »Der Kampf geht weiter« konnten sie sich auch nicht entziehen:

Zu viel sind hinter Gittern, die die Freiheit wollen
zu viel sind hinter Gittern, die wir draußen brauchen
sie sperren dich ein, nach ihrem Scheiß-Gesetz
wer das Geld hat, hat die Macht
und wer die Macht hat, hat das Recht

Es bedürfte einer genaueren Exegese ihrer ersten beiden LPs, um den Beweis zu führen, daß TSS unmittelbar für bewaffneten Kampf und Illegalität eintraten, aber ihre emotionale Bedeutung als Alternative zu langweiligen Schulungssitzungen war klar. Ihr Ton, ihr Outfit und ihre Haare entsprachen einem Typus des Proto-Autonomen und Proto-Hausbesetzers, wie er bis heute nachwächst; doch genau das hielt man damals - im Gegensatz zu unpolitischen langhaarigen Kiffern einerseits und rigiden Parteikommunisten andrerseits - für das Gesicht der RAF: die Schnittmenge aus Klassenkampf und Gegenkultur. Daß man damit die offizielle Idee der RAF von sich selbst verfehlte, eher der Atmosphäre der Bücher von Boock (»Boocks Lügen«, RAF) und Aust (Baaders Samthosen) nahekam, wußte man natürlich nicht, unter den ersten langen Haaren. Das Bild, das die RAF von sich selbst vermitteln wollte (»Zwischen uns und dem Feind einen klaren Trennungsstrich ziehen«), ließ man sich gerne durch das Bild vom Desperado-Outlaw konterkarieren, das Bürgermedien und institutionalisierte Linke bis hin zu den K-Gruppen verbreiteten: denn genau dieses falsche Bild, das mit der Illustration von vier Ton-Steine-Scherben-Texten in einem »Sounds« des Jahres 1971 (vier romantisch verwahrloste schöne Männer, von denen einer später als Talk-Show-Type Karriere machen sollte: Rio Reiser) verschmolz, vermochte die RAF attraktiv zu machen (Baaders Samtcord, wenn ich diese Anekdote damals gekannt hätte, natürlich auch). Und auch Märtyrer wie Georg von Rauch entsprachen diesem proto-autonomen zeitlosen Bild einer eben grenzenlosen Radikalität, die weder bei der Länge des Haupthaars, der Menge und Härte der Drogen, der Länge von Improvisationen noch beim Schußwaffengebrauch sich aufhalten ließe. In der Zeit zwischen dem TSS-Konzert 71 mit »Macht kaputt, was euch kaputt macht« (als Medley mit dem »Arbeitereinheitsfrontlied«, was den organisierten Maoisten wieder gut gefiel), über »Der Mariannenplatz war blau, so viele Bullen waren da« bis zur Ekhofstraßen-Hausbesetzung und -Räumung, ja bis zum Tod von Holger Meins strahlte ein Bild von der RAF nach außen, das dann sogar »Boocks Lügen« (RAF) viel später mindestens in Bezug auf die Drogen bestätigten und das für die Attraktivität des bewaffneten Kampfes nicht nur unter denjenigen mitverantwortlich war, die 73 in der Ekhofstraße dabei waren und teilweise von dort aus ja auch für spätere Aktionen rekrutiert wurden, sondern auch für die, die dafür noch zu klein waren, denen der auf der Titelseite des »Hamburger Abendblatts« vom 23.5.1973 gezeigte, aus dem besetzten Haus getragene »Polit-Rocker« aber zum persönlichen Jesus wurde.

Erst danach setzte sich unter Anarchos und Vorläufern von Autonomen, der klassischen linken Subkultur-Klientel, für die die Springer-Presse damals das Wort »Polit-Rocker« erfand, ein entgegengesetzes RAF-Bild durch: das der eiskalten Strategen, der revolutionären Wölfe im Schafspelz diszipliniert durchgehaltener bürgerlicher Tarnexistenzen; bei Boock als der Übergang vom Doors-hörenden Cruising-Kiffer zum den Familienvater darstellenden Logistik-Experten mit retrospektivem Mißfallen verzeichnet. Dieses zweite RAF-Image wurde weniger von der hiesigen Sub- und Pop-Kultur aufgegriffen als von der Vorhut internationaler Avantgarde-Kunst und Simulationsphilosophie. Baudrillards »Terroristen« in »Kool Killer« sind solche seelenlosen und postpolitischen Medienmanipulateure; Diego Cortez, der New Yorker Kunstvermittler, schreibt in den späten 70ern parallel ein Buch über Elvis in Deutschland als »ästhetischen Terroristen«

und ist an einem Film über den Zusammenhang Elvis/RAF, »Gruezi Elvis«, beteiligt. James Chance spielt für den Soundtrack ein Stück namens »Schleyers Tires« ein. In Hamburg drehen Kid P. und Donald Fuck den Punk-Film »Unter Schleyern« und Brian Eno nimmt mit dem Duo Snatch (Judy Nylon, Patti Paladin) die Single-B-Seite »R.A.F.« auf. Darauf hörte man als Gesangsspur nichts außer der seinerzeit per Telefonansagedienst verbreiteten Stimme mutmaßlicher Schleyer-Entführer, die man damals anwählte, um sich zu überzeugen, daß es ausgesprochen sympathische Stimmen waren, die sehr gewählt und ein wenig ironisch formulierten. Ein paar Jahre später fand das so ins ästhetische Vokabular der Avantgarde eingegangene Mittel »Kriminalpolizei-bittet-um-ihre-Mithilfe«-Ansagedienst dann auch Verwendung bei den Einstürzenden Neubauten, die den Mörder der »kleinen Merle« verewigten. In New York brachte die ultra-hippe Kunst- und Theoriezeitschrift »Semiotext(e)«, die der wirklich famose Sylvere Lotringer heute noch herausgibt, ebenfalls um die Jahrzehntewende ein »German Issue« heraus, das die gleiche Mischung aus Faszination und Entsetzen vor Überwachungsstaat, Nazi-Papis, Berlin-Wall, Alexander Kluge, Kraftwerk, Deutsch-Punk etc., die New Yorker scharenweise in die alte BRD trieb, ziemlich gut dokumentiert und in die auch das international-amerikanische Bild vom deutschen Terroristen als kaltem Meisterdenkerfanatiker paßt.

Beide Bilder - der langhaarige Desperado und Haschrebell einerseits, der rigide Stratege in Tarnexistenz andrerseits - verschmolzen in den Leitideen der Punkbewegung, die auf urbane Außenseiterexistenz wie auch auf Infiltration gegen die Hippie-Idylle auf dem Land oder gegen die kritische Mitarbeit am System setzten. Wurde früher jede RAF-Aktion diskutiert und kritisiert, galt nun alles, was die RAF machte, als richtig, wobei aber nicht mehr zwischen politischen Aktionen und Futter fürs Spektakel unterschieden wurde. Diese neue Zustimmung hatte längst von linker Politik im alten Sinne Abschied genommen. Die RAF war bei Abwärts etwa eher eine Kraft in einem Burroughs-Szenario, eine Fiktion. Die neuen deutschen Bands sprachen mehr über die RAF als die vorige Generation: ihre Platten erschienen ja auch independent und deckten das Spektrum zwischen inhaltlicher Solidarität (Slime, mehr oder weniger) und menschlicher Anteilnahme (Mittagspause in ihrem brillianten Song über den Tod des Willy Peter Stoll, »Der lange Weg nach Derendorf«: »Jeder Pantoffelheld erklärt ihnen den Krieg«).

Die Wahrheit liegt aber anders. Man macht ein Heft über die RAF und fragt mich nach dem Verhältnis RAFPop-Kultur. Es funktioniert immer, ein Heft über X zu machen und mich nach dem Stellenwert von X in der Pop-Kultur zu fragen. Es funktioniert nur nicht bei der RAF. Die RAF ist nämlich in der Pop-Kultur, von diesen wenigen Beispielen abgesehen, nicht vorgekommen, viel weniger als in der sogenannten Hochkultur, wenn man bedenkt, daß die Menschen, die der RAF nahestanden oder sich für sie interessierten und in deren Leben sie eine Rolle gespielt hat, eher Popmusik machen oder hören als Ballett. Das liegt auch nicht an der Zensur der Medien- und Unterhaltungsindustrie: nur die Popmusik selber, die Gesamtheit der an ihr im gegebenen Zeitraum Beteiligten konnten die RAF ausschließen, bzw. auf die beiden im Hintergrund gelegentlich aufscheinenden Bilder einschränken. Die RAF war nämlich die Wahrheit der deutschen Popmusik und Popkultur, der Kern von allem, der nicht ausgesprochen wrden durfte, wenn nicht alles zusammenbrechen sollte (und nur in der kurzen Zeit als das geschah, gab es ansatzweise eine gesunde deutsche Popmusik). Jetzt, wo das vorbei ist, kann sich die deutsche Pop-Musik entkrampfen. Ich bezweifle, daß das wünschenswert ist.

Zwei der schönsten Statements kommen aus England. Schon 1980 gab es auf der Platte »Searchin□ For The Young Soul Rebels« von Dexy□s Midnight Runners eine Rede an einen Bohemien und Intellektuellen, gehalten vom (jüngeren?) Freund, der ihm vorhält, nur zu zitieren, Bücher zu kennen, sich aus dem Leben fern zu halten, sich absichtlich in Sack und Asche zu kleiden. Sein Problem sei nicht, daß er seiner Logik nicht mehr folgen wolle, aber seine Platten seien viel zu lahm. Er stellt ihm schließlich die Frage, ob er denn nicht wisse, daß »the only way to change things is to shoot men who arrange things«. Circa zehn Jahre später bezieht sich die Gruppe Chumbawamba auf einen Satz von Astrid Proll, die in einem Interview beklagt, wenn nicht alles so gekommen wäre, wie es gekommen ist, könnte Ulrike Meinhof heute eine Abgeordnete der Grünen sein. In »Ulrike« fragt der Chor aus hohen Mädchenstimmen eines ums andere Mal: »Who wants to be a Green MP, I don□t?«

Und wenn es dann den meisten deutschen Musikanten darum gegangen ist, singend zu verschweigen, daß sie eigentlich immerzu nur auf der Suche nach etwas Besserem als dem Tod gewesen sind (was nichts Ehrenrühriges ist), ist der englischen Pop-Musik die nicht hoch genug einzuschätzende Wahrheit zu verdanken, daß es bei der RAF vor allem darum gegangen ist, etwas besseres allemal finden zu können als für die Grünen im Parlament zu sitzen. Denn so war es wohl.

Diedrich Diederichsen schrieb in KONKRET 1/92 über John Singletons Film□ Boyz□N The Hood□

Konkret 06/92, S. 66

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Wie heißt der Dichter, der in der »Bild«-Zeitung dies Poem unter sich gelassen hat?:

Sie rasen mit 30.000 Stundenkilometern durchs All. Sie sind da, wo die Luft dünn ist und das Leben am Computer hängt...

Seltsam: Als es darauf ankam, benutzten die Männer kein teures Gerät, kein blinkendes Elektronengehirn. Sie nahmen ihre Hände und griffen zu.

So ist das, seit unsere Vorfahren aus dem Gras der Savannen auftauchten. Der liebe Gott stattete uns mit den feinsten, empfindsamsten Werkzeugen aus, die die Natur kennt: den Händen.

Hände können streicheln, weh tun, Schmerz empfinden. Hände können Liebe zeigen. Und sie können Satelliten im Weltall reparieren. Ist das nicht ein Wunder?

Hände können auch an der Möse spielen oder vor der Kamera die Klampfe rubbeln beziehungsweise umgekehrt, denn der Dichter heißt Louis Hagen und gehört zu jener deutschen Artistenfamilie, deren Mitglieder allesamt einen an der Waffel haben.

Zwei Einladungen:

15. bis 17. Mai 1992, Management Training & Information Service

Ostmärkte sichern. Jetzt!

Ihre Gesprächspartner und Referenten:

Alexander N. Jakowlew, Vizepräsident des Internationalen Fonds sozialwissenschaftlicher und politischer Forschungen...

Teilnahmegebühr inkl. Abendprogramme: DM 2.800.-

Damenprogramm: DM 500.-

18. Mai 1992, Hamburger Institut für Sozialforschung

Professor Alexander Jakowlew

(Moskau):

Stalinistischer Terror. Bericht aus der Arbeit der Kommission zur Rehabilitierung der Opfer.

Eintritt frei. Ich konnte mich dennoch nicht entscheiden. Für die Sicherung der Ostmärkte fehlte mir der Fonds, für die Absicherung der Sicherung die Lust und ein Damenprogramm.

Ein Pressedienst, der sich InnoVatio nennt, meldet:

Hedonismus versus Tradition und Kirche/ Joachim Kreutzkam analysiert Sackgassen in der Abtreibungsdebatte

Sackgassen? Mußte es nicht heißen - nein, das Wort wurde noch gebraucht, für eines der »weiteren Themen im Mai«:

Wachstumswahn: Zivilisation am Scheideweg

Zur Sackgasse.

Aus der Skylla und Charybdis zwischen Sackgasse und Scheideweg bahnt der Bundestagsabgeordnete Wolfgang Ullmann sich einen Weg ins freie Grüne:

Ich finde es sehr bedauerlich, daß wir augenblicklich eine tiefe Ebbe in der deutschen Kulturlandschaft haben. Überall wird gekürzt und abgebaut. Wir sind nicht mehr weit entfernt von einer Wirtschaft, wo das Geld zum Selbstzweck zu werden droht. Und das ist der Weg in die nackte Barbarei.

Aber, aber, Kamerad Ullmann, der Bundestag schiebt Ihnen doch nicht jeden Monat 20.000 Mark zu, damit sie jetzt nachplappern, was der Karl-Eduard von Schnitzler Ihnen vor zwanzig Jahren beizubringen sich bemüht hat. Andererseits ist es sehr schön von Ihnen, daß Sie den Weg in die nackte Barbarei »sehr bedauerlich« finden und entdeckt haben, wie das Naturwunder Ebbe entsteht: durch Kürzung und Abbau der Flut.

Ein Arschloch löst das andere ab, und aus diesem Anlaß schreibt der Nachfolger Lippert dem Vorgänger Gottschalk einen »Offenen Brief«, der aber nicht mit den Worten »J'accuse« beginnt sondern mit:

Hallo Thomas!

Du hast »Wetten, daß...« so locker moderiert, daß man gar nicht gemerkt hat, wieviel Arbeit dahinter steckte. Jeder Stargast fühlte sich wohl auf Deiner Couch. Von Liza Minelli bis Marcel Reich-Ranicki - Du hast sie alle wie wirkliche Menschen behandelt.

Lippert wollte sagen, Gottschalk habe die Liza und den Marcel wirklich wie Menschen behandelt; er wollte keineswegs sagen, Gottschalk habe Frau Minelli und Herrn Reich-Ranicki behandelt, als ob sie wirkliche Menschen seien. Aber auch bei einem Lippert kommt es nicht so sehr auf das an, was er gewollt hat, sondern, wie der Stargast Kohl sagt, auf das, was hinten herauskommt.

Manchmal fragt man sich doch, ob man nicht zu weit geht, wenn man die »Frankfurter Allgemeine« für die Fortsetzung des »Völkischen Beobachters« in anderen Zeiten hält, aber dann schämt man sich wieder für solche Anfälle von Kleinmut, wenn man im Feuilleton des Blattes Sätze liest wie diese:

Im letzten Kapitel seiner »Anmerkungen zu Hitler« stellt Sebastian Haffner die Frage, ob Hitler die Deutschen geliebt habe. So konnte man im Blick auf Hitler immerhin noch fragen. Auf die Machthaber des Ostens, die Bierut und Gottwald, die Rakosi und Ulbricht, angewandt, erscheint die Frage aber sinnlos. Sie alle haben die Menschen bloß als Unterworfene betrachtet,

also ganz anders als Hitler, der zwar vielleicht nicht die Menschen aller Rassen geliebt hat, aber wahrscheinlich doch die Deutschen und der, wären nicht Machthaber des Ostens dazwischengekommen, ganz gewiß dem Redakteur der »FAZ« einen Welpen aus Blondis letztem Wurf geschenkt hätte.

Ein Liebesbrief der Emanzipation an Hermann, den Feministen der ersten Stunde:

»Punkt zehn vor acht - und wehe ihr kommt zu spät! Der Zug wartet nicht!« Das war O-Ton Beatrice (Trieze) Betzner, seit Tagen mit der Organisation der Reise beschäftigt. 15 Jahre »Emma«. Grund genug zum Feiern.

Nein, an dem Tag kam keine zu spät. Zehn Emmas standen pünktlich auf Gleis neun und stürmten den Zug nach Paris. Geburtstagsgeschenk von »Emma« an die Emmas: zwei Tage Paris!

Du weißt schon, was ich meine:/Die Stadt liegt an der Seine.

Im Großraumabteil packen die Dienstjüngeren (manchmal auch schon zehn Jahre dabei) für die Dienstältesten (Becker & Schwarzer) als erstes eine riesige Marzipantorte mit Frauenzeichen und »Emma«-Logo in Pink plus zwei Flaschen Sekt aus. Prost! Daß der Schaffner auch noch Geburtstag hat, paßt.

Hauptthema auf der Hinfahrt: Wer teilt mit wem das Zimmer? Wo gehen wir wann essen? Wann machen wir shopping? (Tja, liebe LeserInnen und lieber Hermann, so banal geht`s bei uns zu.)

Nicht doch, Schwestern, keine Entschuldigung! LeserInnen können sowieso nicht lesen, und bei mir hilft es nicht.

Ankunft Gare du Nord.

Achtung, Schwestern, das spricht sich: Gahrdünoor. Sieht übrigens auch so aus.

Die Metro-Carnets gleich im Dutzend. Erstes Essen im Pied de Cochon, mitten in den Hallen. Wie Austern geschlürft werden, und daß auch Meeresschnecken lecker schmecken können. Die Ober, die einiges gewohnt sind, können es kaum fassen

Sie sind zwar einiges gewohnt, aber die Feuilletonsülze deutscher KleinbürgerInnen geht ihnen noch schwerer runter als diesen die lecker schmeckenden Meeresschnecken.

und wagen schließlich die Frage: Wer wir denn und was wir denn...? Was, eine Zeitung? Ach so, ein Modejournal? Nein, ein politisches Magazin für Frauen! Tienstiens - schlagartig steigt der Respekt. Jetzt wird noch schneller nachgegossen. Drei Stunden später: Zehn Frauen untergehakt über den Boulevard. Da guckt le Parisien.

Das ist der Pariser, sprich: Lökondohm.

Und an der Bushaltestelle Plumpssack gespielt (da greift Hermann in die Kraus-Klaviatur).

Als bräuchte die Kritik von Heinos schwarzbrauner Haselnuß einen Adorno... Es genügt in beiden Fällen, in seinem Wigwam wie auf ihrem Bulewah, eine Mistforke, die auf besonderen Wunsch durch einen Pied de Cochon mit Frauenzeichen und »Emma«-Logo in Pink ersetzt werden kann.